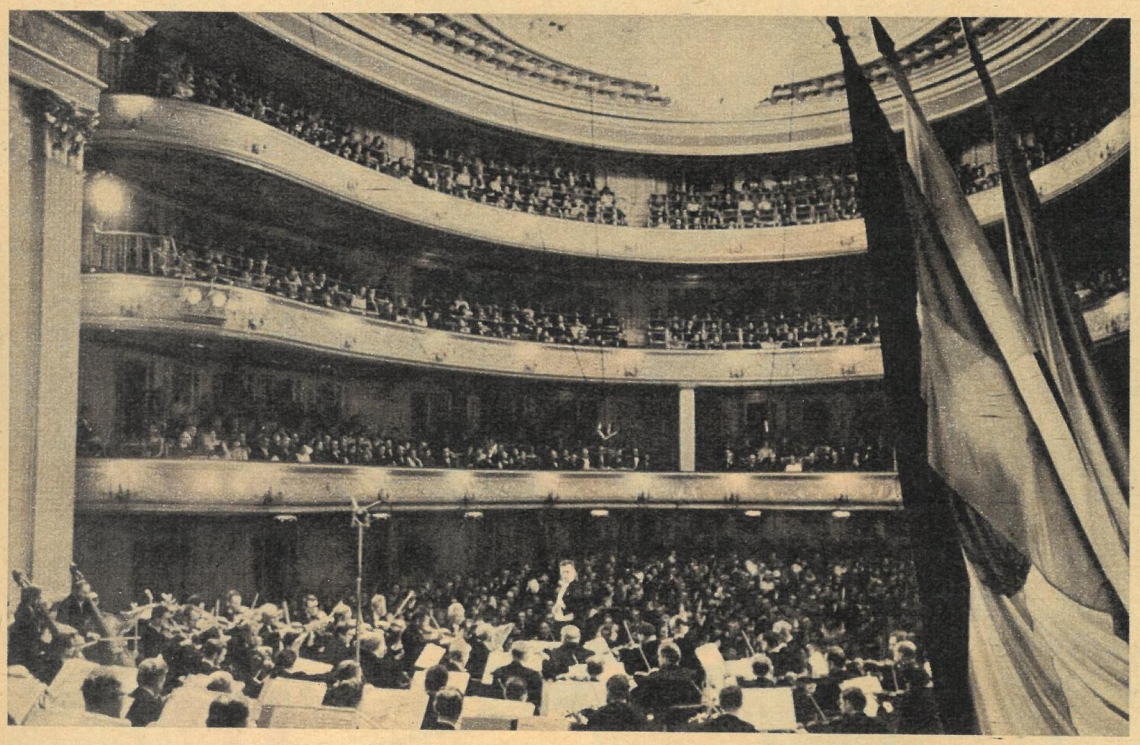
42
3. OKTOBERHEFT 1968
0,30 M

zb
ZEIT IM BILD

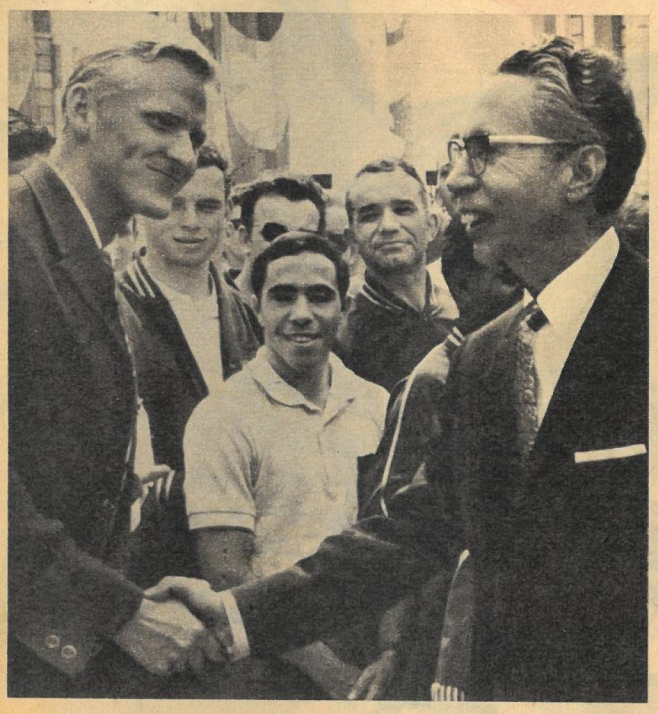
MEXIKO IN DIESEN TAGEN:

ZIEL FÜR GOLDSUCHER

z6 INFORMATION



BERLIN. Zum 12. Mal stand die Hauptstadt der DDR in diesem Herbst für zwei Wochen im Zeichen der Festtage des Theaters und der Musik. Bereits die Eröffnungsveranstaltung in der Deutschen Staatsoper (Foto), zu deren Gästen Walter Ulbricht und weitere Repräsentanten unseres Staates gehörten, wurde durch das Konzert mit dem Violinvirtuosen Igor Oistrach zu einem Höhepunkt. Neben den zahlreichen Gastspielen ausländischer Künstler waren die Berliner Festtage für unsere Theater- und Musikschaffenden eine Bilanz über die Vorbereitungen auf den 20. Jahrestag der DDR.



MEXIKO-STADT. Ein großer Augenblick für den Rostocker Ruderer Peter Gorny (links), als er im olympischen Dorf „Miguel Hidalgo" vom mexikanischen Staatspräsidenten Licenciado Gustavo Diaz Ordaz persönlich begrüßt wurde. Durch diese Geste des mexikanischen Staatsmannes drückt sich auch die Anerkennung unserer sozialistischen Sportbewegung und die erstmalige selbständige Teilnahme einer DDR-Olympiamannschaft an Olympischen Sommerspielen aus. Mexikos Staatspräsident war in das olympische Dorf gekommen, um sich persönlich nach der Zufriedenheit der Sportler zu erkundigen. – Inzwischen warten Millionen Sportbegeisterte in aller Welt auf die ersten Ergebnisse aus der Olympiastadt. Der DDR-Verbandsachter (oben) hat auf der Regattastrecke in Xochimilco seine olympische Feuertaufe zu bestehen.
Wie man sich anderswo auf den Start in Mexiko vorbereitete, lesen Sie auf Seite 3 in der Rubrik „Stafette".

Fotos: Zentralbild

Willi Piater kommentiert

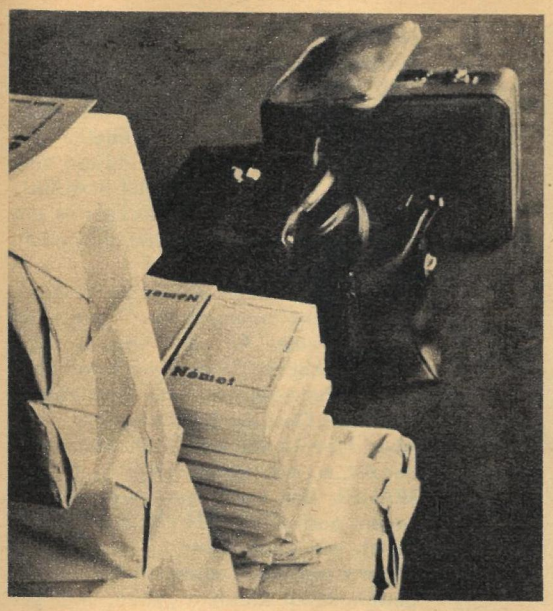
Klarheit tut not!

Kürzlich stieß ich auf Zitate aus einem nicht mehr ganz taufrischen Buch, das in den USA veröffentlicht wurde. „Alternative to partition" – Alternative zur Spaltung. Autor ist einer der führenden Kreml-Astrologen des Westens, Berater des USA-Präsidenten, ein Mann, der 1964, 1965 und 1968 Prag besucht hat, wo er im „Institut für Internationale Politik und Ökonomie" seine Thesen verbreiten konnte. Sein Name: Zbigniew Brzezinski. Ein Zitat aus diesem Machwerk: „Der Westen wird eine scharfe Trennungslinie zwischen seiner Haltung gegenüber Ostdeutschland und seiner Haltung gegenüber dem übrigen Osteuropa ziehen müssen. Was Ostdeutschland betrifft, so muß die Politik in Isolierung bestehen, und was Osteuropa betrifft, in friedlichem Engagement – in wirtschaftlicher, kultureller und schließlich politischer Hinsicht."
Die Taktik der Globalstrategen des Imperialismus in Europa ist hier unverhohlen auf den Nenner gebracht: Um den Vormarsch der Ideen des Sozialismus in Europa aufzuhalten, um den deutschen Friedensstaat zu killen, wurde bei unseren Nachbarn schöngetan, wurde insbesondere Prag hofiert. Brzezinskis Schrift erschien 1965. Mehr als ein Jahr, bevor die jetzige Bonner Koalition ihre angeblich „Neue Ostpolitik" kreierte, sind also die Praktiken der schleichenden Konterrevolution schon jenseits des Ozeans erfunden worden. Der 21. August setzte diesem Konzept einen unübersehbaren Stopp.
Aber politische Abenteurer lassen bekanntlich ihr Fünkchen Hoffnung nicht so leicht fahren. Die Aktivität ihrer gekauften oder verführten Helfershelfer in der ČSSR gebietet folglich weiter größte Wachsamkeit. Illusionen sind fehl am Platze! Normalisiert sich das Leben in der ČSSR etwa, weil man wieder telefonieren kann, weil die Züge pünktlich verkehren, Bäckereien und andere Geschäfte wie früher geöffnet sind oder die Kinder täglich zur Schule gehen? Das ist gut, aber zuwenig. Können denn aufrechte Kommunisten schon wieder sagen, was sie denken? Müssen sie nicht noch immer um Leib und Leben fürchten, wenn sie sich zur Sowjetunion bekennen, wenn sie den Haßtiraden diverser Schreiber gegen die DDR entgegentreten? Normalisierung der Lage in der ČSSR, das heißt doch zuerst und vor allem, die sozialistische Staatsmacht zu festigen, das bedeutet, über die Beschlüsse von Moskau nicht nur zu reden, sondern sie zu verwirklichen, das erfordert schließlich, den angeblichen „Reformern" Paroli zu bieten und marxistisch-leninistischen Prinzipien in der Führung von Staat und Wirtschaft wieder Geltung zu verschaffen.
Es versteht sich, daß dafür die tschechoslowakischen Werktätigen, insbesondere die Arbeiter, in erster Linie zuständig sind. Ihre Verantwortung kann ihnen niemand abnehmen. In ihrem Kampf gegen die Konterrevolution im eigenen Lande können sie auch unserer brüderlichen Hilfe jederzeit sicher sein. Aus alledem folgt, meine ich, daß die Normalisierung der Lage in der ČSSR in den Köpfen der Bevölkerung unseres befreundeten Nachbarlandes zu beginnen hat. Denn nur wer weiß, wo sein Platz ist, versteht auch, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden.

Im übrigen erfüllt mich – ich will das ganz offen bekennen – in diesen Wochen zweierlei mit Genugtuung: einmal, daß ich als Bürger der DDR von meiner Regierung stets mit gebotenem Nachdruck über die abgefeimten und hinterhältigen Methoden orientiert worden bin, mit denen Konterrevolutionäre aller Schattierungen versuchen, dem Sozialismus auf deutschem Boden den Garaus zu machen, zum anderen, daß ich als Journalist jederzeit Gelegenheit hatte, mit Federhalter oder Mikrophon meinen Beitrag zu leisten für unsere gemeinsame sozialistische Sache.

✲

Während des Urlaubs unseres Kommentators Martin Radmann schreibt an dieser Stelle Willi Piater zu aktuellen politischen Problemen.



Dresden war die erste Station des Sonderzuges. In der Elbmetropole werden die Jugendlichen aus Ungarn in vier Großbetrieben arbeiten, die ihnen alle Möglichkeiten für ihre fachliche Qualifizierung bieten. Und damit es nicht allzulange Sprachschwierigkeiten gibt, gehören zum Reisegepäck auch mehrere Stapel deutsch-ungarischer Wörterbücher.

Betriebe übernehmen Patenschaft

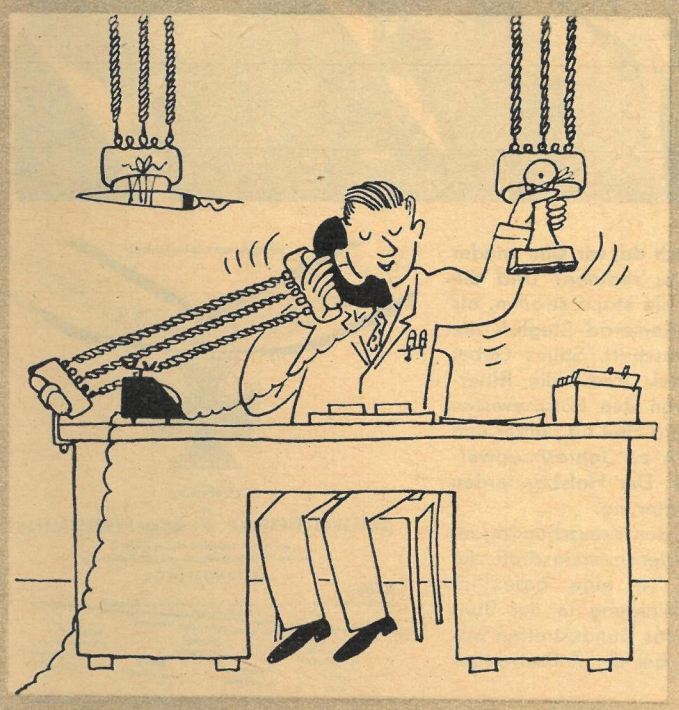
Mit Sonderzügen trafen in den vergangenen Wochen mehrere hundert Jugendliche aus der Volksrepublik Ungarn in den Industriebezirken unserer Republik ein. Sie werden sich vorwiegend in Betrieben des Maschinenbaus, der Elektrotechnik und Elektronik sowie der Metallurgie und Leichtindustrie praktische Berufserfahrungen in der gemeinsamen Arbeit mit ihren deutschen Kollegen aneignen. Grundlage für diesen Einsatz bildet ein Abkommen zwischen den Regierungen der DDR und der Ungarischen Volksrepublik.

Den Jugendlichen, die alle für mehrere Jahre von ihren ungarischen Betrieben delegiert wurden, steht jede Möglichkeit sowohl für ihre fachliche Qualifizierung als auch zum Erlernen der deutschen Sprache offen. Mit Hilfe der gesellschaftlichen Organisationen der Einsatzwerke werden sie eigene Jugend- und Gewerkschaftsgruppen bilden. Die Freizeit wollen die Jungen und Mädchen nutzen, um die schönsten Gegenden der DDR kennenzulernen und sich durch persönliche Kontakte mit dem Leben in der DDR vertraut zu machen.

Fotos: Blutke

Daß sich die Jungen und Mädchen aus Ungarn in Dresden wohl fühlen, dafür haben auch die Stadtväter gesorgt. Zwei neue Hochhäuser, als Arbeiterhotel eingerichtet, garantieren einen angenehmen Aufenthalt. Mit großen Erwartungen kamen Nemet Attila (unten rechts) und Zoltan Szeged (links) in die DDR. Nemet Attila, ein junger Techniker aus der Nähe von Budapest, hofft, sich im Dresdner Funkwerk weiter in seiner Ausbildung zu vervollkommnen, und Zoltan Szeged, Abiturient aus Debrecen, wird sich im VEB Kraftfahrzeugzubehör-Werke seine ersten praktischen Berufserfahrungen holen.

Parschaus Politik im Quadrat



An jedem Ort Sport!

Stafette

Politik im Sport

Wer's noch nicht wußte, dem sagt's nun das westdeutsche NOK – die Wahrheit über Mexiko. In einer Broschüre, betitelt „Hinweise, Tips und ‚Erste Hilfe' für Olympiakämpfer", tun die Herren des NOK kund, was die westdeutschen Olympiateilnehmer im Land der XIX. Spiele ihrer Meinung nach alles erwartet. Zu Anfang sind diese Tips sogar ganz lustig, denn man höre: „Blauäugige blonde Riesen laufen erhöhte Gefahr, von einer glutäugigen Urenkelin Montezumas in den Hafen der Ehe eingeschleppt zu werden." Na ja, der blonde Germane war ja für gewisse Kreise schon seit eh und je die Krone der Schöpfung. Zumindest als unhöflich gegenüber dem Gastgeber muß man bezeichnen, was dann über die Pünktlichkeit der Mexikaner gesagt wird: „Einladungen sind zwar auf den Tag genau einzuhalten, nicht aber auf die Stunde." Die Tips und Hinweise aber gehen noch weiter, und nun werden sie sogar beleidigend: „Sich in irgendeiner Diebstahlsache an die Polizei zu wenden, ist Unsinn. Nur Kinder und Wahnsinnige gehen zur Polizei. Die Gesetzeshüter sind Freund und Helfer, nach einem Trinkgeld Dein bester Freund und Helfer." Und dann schließt sich noch ein guter Rat zum Abschluß an: „Empfehlenswert ist am Tage vor der Heimreise der Besuch des ‚Langunilla', des Diebesmarktes. Zu kleinen Preisen können Sie – vielleicht – die Ihnen gestohlenen Sachen zurückkaufen."

Ganz interessant, diese „Erste Hilfe", nicht wahr? Vor allem, wenn man sich daran erinnert, wie oft in dem Land, in dem diese Broschüre erschienen ist, in der Vergangenheit Sportler anderer Länder diskriminiert, verleumdet und an der Teilnahme an internationalen Wettkämpfen gehindert wurden. Doch damit nicht genug. Kaum in Mexiko-Stadt angekommen, tat die westdeutsche Sportführung noch ein übriges, um die freundschaftliche und völkerverbindende Atmosphäre der Olympischen Spiele weiter zu vergiften. Statt sich beim Einzug ins olympische Dorf an die vom IOC für beide deutsche Staaten vorgeschriebene Flaggen- und Hymnenregelung zu halten, spielte man auf dem Appellplatz vor den Unterkünften der westdeutschen Sportler das Deutschlandlied.

Mit diesen „olympischen" Beispielen westdeutscher Herkunft wird der Welt erneut vor Augen geführt: Die von Bonn gelenkten Sportführer mißachten wie eh und je die olympische Idee – sie sind die Störenfriede in den internationalen Sportarenen.

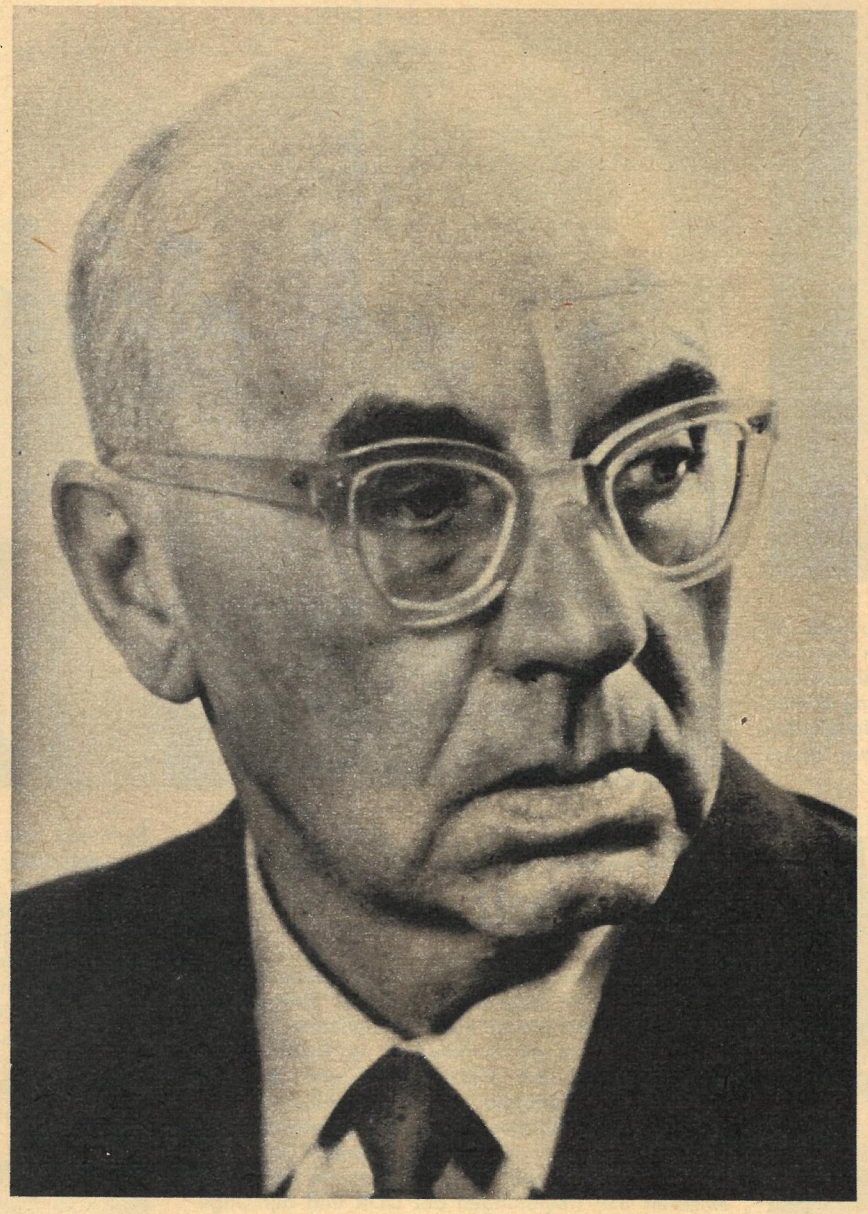
Johannes R. Becher unvergessen

Am 11. Oktober jährt sich zum zehnten Mal der Todestag Johannes R. Bechers. Die große Volkstümlichkeit des sozialistischen Dichters Becher wächst aus seiner tiefen Liebe zu unserer Heimat – und Heimat, das war für Becher immer ein Deutschland, in dem die Menschen frei und froh leben konnten. 1952 schrieb Bertolt Brecht an junge Leser diesen Brief über ein Gedicht Johannes R. Bechers:

Liebe Pioniere! In diesem Buch werden einige Gedichte von mir stehen. Da ich nun ab und zu über Gedichte ausgefragt werde und da ich aus meiner Jugend weiß, wie wenig Spaß uns Kindern die meisten Gedichte in unseren Lesebüchern machten, will ich ein paar Zeilen darüber schreiben, wie man nach meiner Ansicht Gedichte lesen muß, damit man Vergnügen daran haben kann.
Es ist nämlich mit Gedichten nicht immer so wie mit dem Gezwitscher eines Kanarienvogels, das hübsch klingt, und damit fertig. Mit Gedichten muß man sich ein bißchen aufhalten und manchmal erst herausfinden, was schön daran ist.
Als Beispiel nehme ich eine Strophe aus J. R. Bechers Lied „Deutschland", das einige von euch wohl in der Vertonung durch Hanns Eisler schon gesungen haben.

„Heimat, meine Trauer,
Land im Dämmerschein,
Himmel, du mein blauer,
du mein Fröhlichsein."
Was ist daran schön?

Dieser Dichter besingt seine Heimat als ein LAND IM DÄMMERSCHEIN. Dämmerung ist die Tageszeit zwischen Tag und Nacht oder zwischen Nacht und Tag, wenn die Helle dem Dunkel oder das Dunkel der Helle weicht. Es ist die graue Zeit des Tages, die Zeit, welche

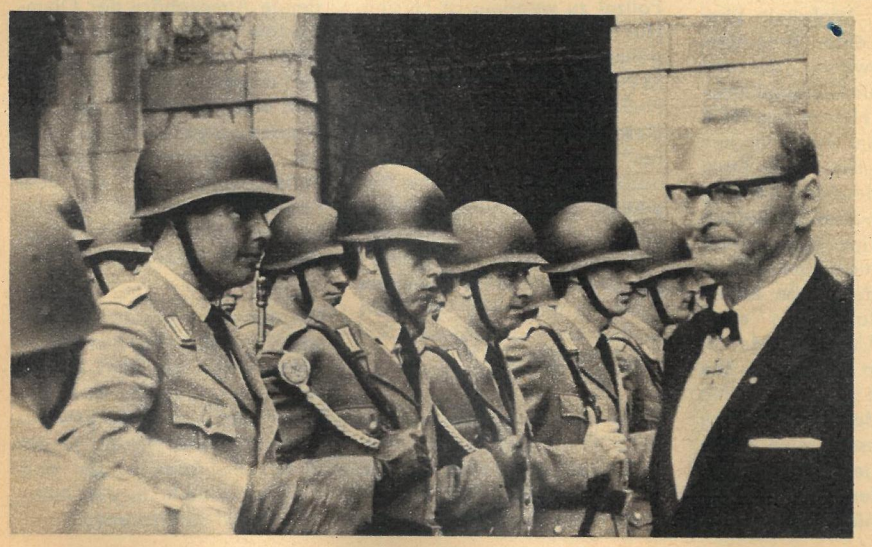


die Franzosen entre cien et loup nennen, auf deutsch: „Zwischen Hund und Wolf", die Zeit, wo man das Gute und das Böse nicht recht unterscheiden kann. Der Dichter hat solche Dämmerungen über seinem Land erlebt, da war eine, als es dem Faschismus anheimfiel, der Unmenschlichkeit, und eine, als nach der Zerschmetterung des Faschismus der Morgen des Sozialismus begann. Deshalb ist für ihn das Land sowohl HEIMAT, MEINE TRAUER, als auch DU MEIN FRÖHLICHSEIN. Und immer blieb in seinem Gedächtnis, den er im dritten Vers besingt, „HIMMEL, DU MEIN BLAUER", nämlich die Schönheit seines Landes, die unberührbar ist, auch wenn die Wölfe herrschen.
Das ist das Inhaltliche, und es ist schön, weil die Empfindungen des Dichters tief und von edler Art sind, weil er seine Heimat liebt mit Trauer, wenn das Böse in ihm herrscht, und mit Fröhlichkeit, wenn das Gute zur Macht kommt.
Aber dann ist da auch noch Schönes in der Art, w i e er spricht. HEIMAT, MEINE TRAUER, das kann man nicht schöner sagen, noch DU MEIN FRÖHLICHSEIN. Es ist, wie wenn einer in Trauer geht, schwarz gekleidet, unter andern, die in gewöhnlichen Kleidern gehen, und, gefragt warum er trauert, antwortet: Mein Land ist unter die Mörder gefallen. Und wie wenn einer lustig ist und singt und, gefragt warum, antwortet: Mein Land wird friedlich aufgebaut. Das ist ein Mensch, dessen ganzes Glück vom Glück anderer Menschen abhängt. (Das Wort FRÖHLICHSEIN ist von ganz besonderer Schönheit, es hat etwas ganz Neues, als wäre es noch nie gesagt worden und doch alt bekannt.) HIMMEL, DU MEIN BLAUER ist schön, weil es so zärtlich klingt; der Dichter braucht nur das eine Wort BLAU, und schon strahlt dieser Himmel. Und sehr schön ist der Rhythmus des Gedichts. Es ist eine große Ruhe darin. Wenn ihr es vor euch hinsagt, werdet ihr merken, was ich meine, und besonders leicht, wenn ihr es singt in der schönen Vertonung von Eisler.
Ich glaube nicht, daß es dem Gedicht schadet, daß ich es ein wenig auseinandergeklaubt habe. Eine Rose ist schön im Ganzen, aber auch jedes ihrer Blätter ist schön. Und glaubt mir, ein Gedicht macht nur wirkliche Freude, wenn man es genau liest. Allerdings muß es auch so geschrieben sein, daß man das tun kann.

Bertolt Brecht

Ein kreuzbraves Treffen

War das eine Wiedersehensfreude in Kassel! 600 Ritterkreuzträger begrüßten sich mit „Heil H..." (Psst, Feind hört mit!) Nein, Herrschaften, so geheim hat man das längst nicht mehr nötig. Schließlich hat man nicht umsonst 92 alte Kameraden in der Bundeswehr sitzen und nicht gerade an den unwichtigsten Positionen. Zackig ging es her auf dem Bundestreffen der Ordensgemeinschaft. Kleiderordnung: Schwarzer Anzug mit angelegtem Ritterkreuz, Bundeswehrangehörige in Uniform; damit das Volk



sieht: Wir sind noch da, wir sind wieder da, mit uns ist zu rechnen! Und die neue Wehrmacht, sie stand stramm, als Ritterkreuzträger Kamerad Steglich die Ehrenkompanie abschritt. Stilles Gebet am Kriegerdenkmal: Rächt die Ritterkreuzträger, die von den Bolschewisten umgebracht wurden! Heil für Führer und Reich! – Abmarsch zur Jahreshauptversammlung, Thema: Der Halsbandorden hilft der Bundesregierung.
Sollte jemand an den Kreuzchenträgern zweifeln: Die „Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger" ist eine ordentlich eingetragene Vereinigung in der Bundesrepublik, und das Bundestreffen war ebenso ordentlich bei der Polizei angemeldet.

Fotos: Zentralbild

Ordensgemeinschaft der Ritterkreuzträger

1939

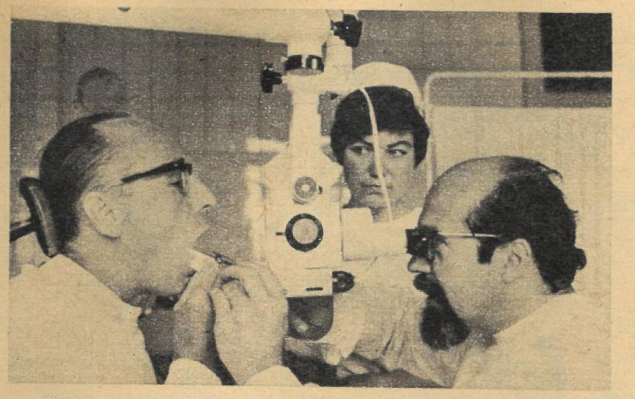
Einladung
zur
JAHRESHAUPTVERSAMMLUNG und zum BUNDESTREFFEN
am 21. – 22. September 1968 in Kassel
im „Blauen Saal" der Stadthalle, Friedrich-Ebert-Straße

TAGUNGSFOLGE

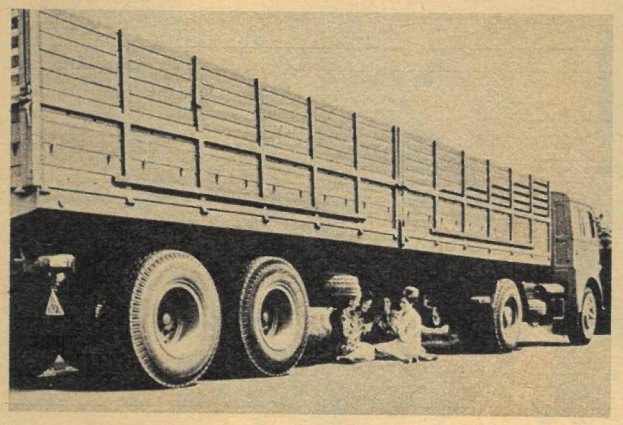
Freitag,
20. September 1968, 14.00 Uhr Sitzung des erweiterten Vorstandes [illegible]
– Konferenzzimmer –

Samstag,
Der geschäftsführende Vorstand
Niemack Präsident
Steglich 1. Vorsitzender
Feltgiebel 2. Vorsitzender
v. Tycowicz Vors. Ord. Kom.
Eggers Schatzmeister
Wanke Vors. Hilfswerk
v. Seemen Geschäftsführer

Anzug für alle Veranstaltungen:
Schwarz oder dunkel
Ritterkreuz angelegt (außer Jahreshauptversammlung)
Bundeswehr: Uniform erwünscht.

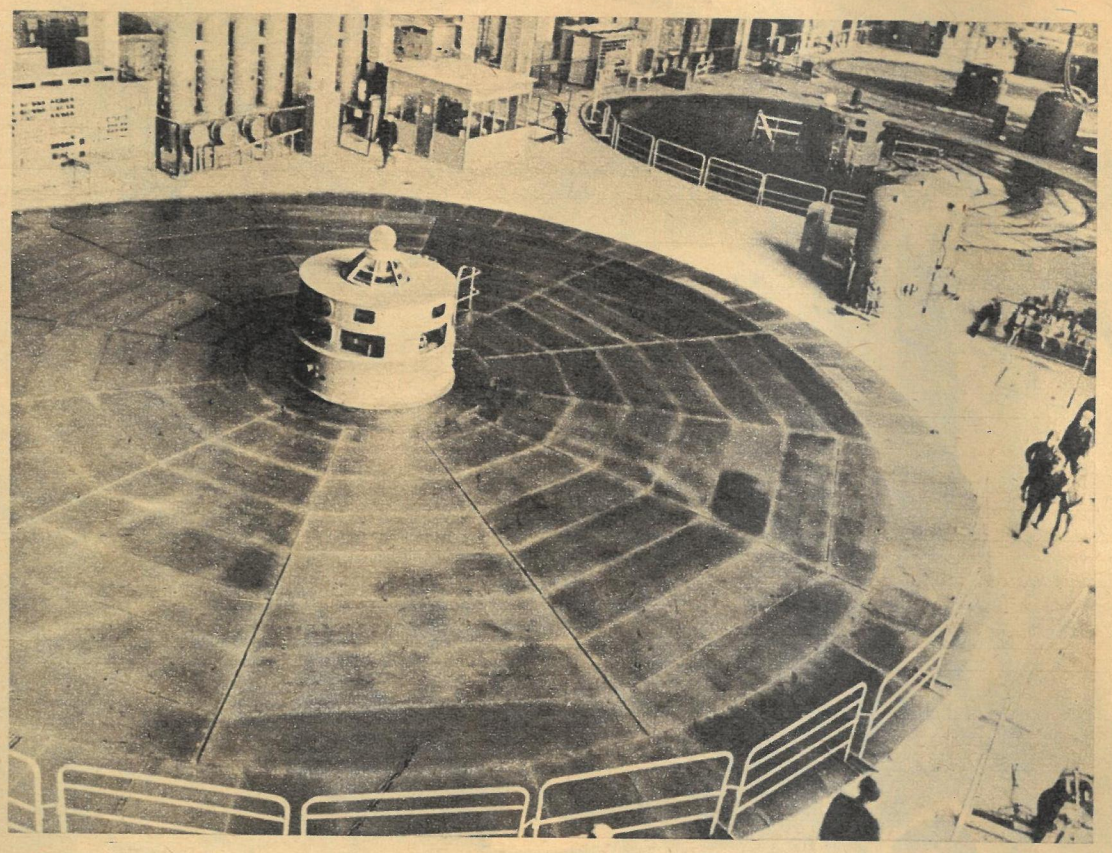


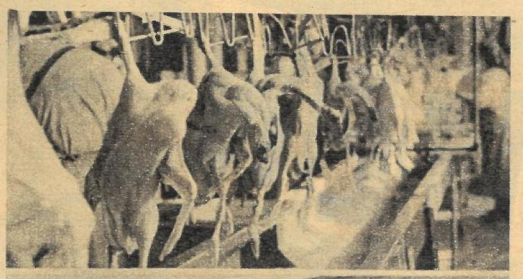
Indirekte Kehlkopfspiegelungen mit dem Operationsmikroskop helfen den Ärzten in der Hals-Nasen-Ohren-Poliklinik des Krankenhauses Berlin-Prenzlauer Berg bei der Früherfassung des Krebses. Derartige Untersuchungen sind besonders notwendig, weil sie frühzeitig heilbare Krankheitsbilder erkennen lassen.



Daß sich die jungen Damen aus Jelcz in der Volksrepublik Polen derartig verkehrswidrig verhalten, hängt damit zusammen, daß sie zum erstenmal den Prototyp des „Jelcz 317" vorstellen. Dieser neue Großraum-LKW aus den Kraftwagenwerken Jelcz hat eine Ladefähigkeit von 17 Tonnen. 1970 soll mit seiner Serienproduktion begonnen werden.

Fotos: Zentralbild

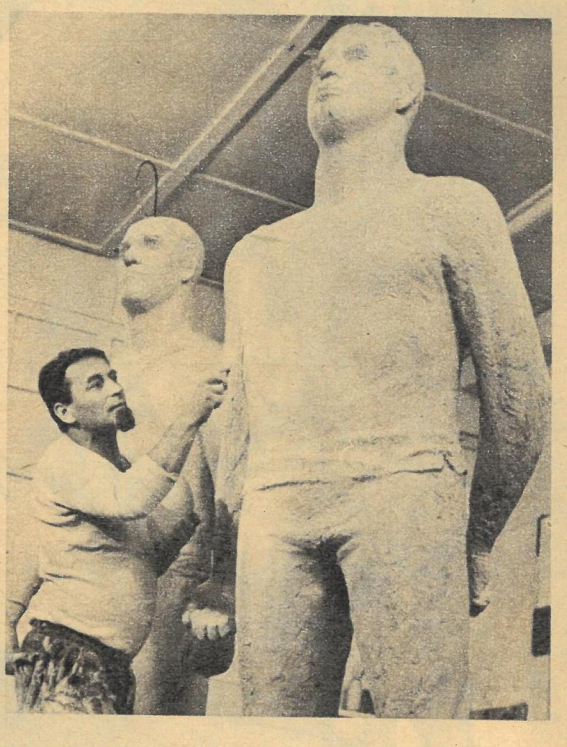




Nachdem die Montage des vierten Turboaggregates im derzeit größten Wasserkraftwerk der Welt, in Krasnojarsk, abgeschlossen ist, werden gegenwärtig die letzten Vorbereitungen zum Probelauf getroffen. Die offizielle Inbetriebnahme wird am 29. Oktober 1968, dem 50. Jahrestag des Komsomol, erfolgen.

Etwa zwölf Tonnen junger zarter Hähnchen, Hühner und ▷ Enten für den Chemiebezirk Halle verlassen täglich vakuumverpackt den Geflügelschlachthof Köthen. Für den küchenfertigen Zustand sorgen 80 fleißige Frauen, die wöchentlich 30 000 Tiere maschinell zubereiten.

An einer überlebensgroßen Skulptur der revolutionären Matrosen Max Reichpietsch und Albin Köbis arbeitet gegenwärtig der Rostocker Bildhauer Wolfgang Eckardt. Die Großplastik, ein Auftrag der Volksmarine der DDR, soll zum 50. Jahrestag der Novemberrevolution enthüllt werden.



Ihr Ziel, im Wettbewerb zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR den Titel „Sozialistisches Meisterbereich" zu erhalten, ist für die Mitglieder der Brigaden „7. Oktober", „Philipp Müller" und „Albert Schweitzer" im Kabelwerk Köpenick in greifbare Nähe gerückt. Schon jetzt arbeiten diese Brigaden nach den höheren Kennziffern für 1969.

zb ZEIT IM BILD

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

Verlagsdirektor: Günther Zumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden
Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953
Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862
Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b. Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 093 305

Sprachaufnahmen im Atelier. Herzstück auf dem langen Synchronweg zwischen Rohübersetzung und Mischpult.

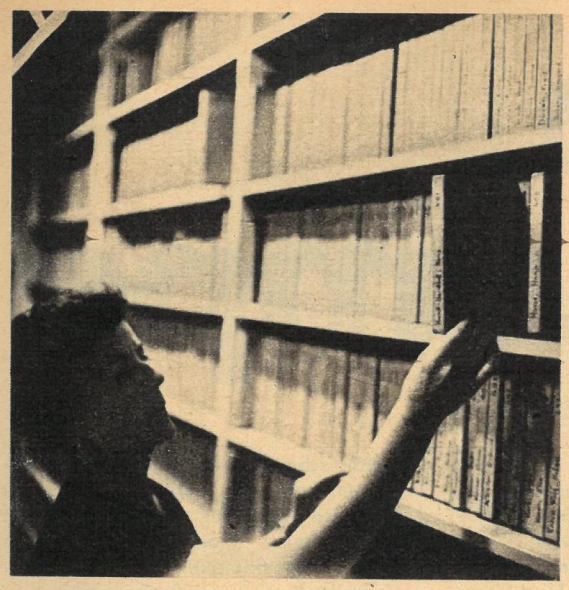
Regisseur Wolfgang Thal charakterisiert seinem Sprecher die Situation: „Alexander hat eine gewisse Arroganz. Sie müssen so tun, als ob Ihnen der ganze Laden hier gehört. Vergessen Sie nicht: Sie schleppen den ganzen Ärger von der Baustelle mit ins Lokal."

Take 407 läuft.

Auf der Leinwand flimmert immer wieder das gleiche Stück Film, und immer wieder sprechen die beiden Männer in der Mitte des verdunkelten Raumes die gleichen Sätze. Die gleichen Sätze, unterschieden nur durch winzige, kaum heraushörbare Nuancen. Aus der Zentrale fordert die Lautsprecherstimme des Regisseurs: „Der erste muß eleganter kommen." „Sie sind mir ein wenig zu grantig." „Eine Kleinigkeit zu laut." Und dann: „Das war's! Bitte Take 901."

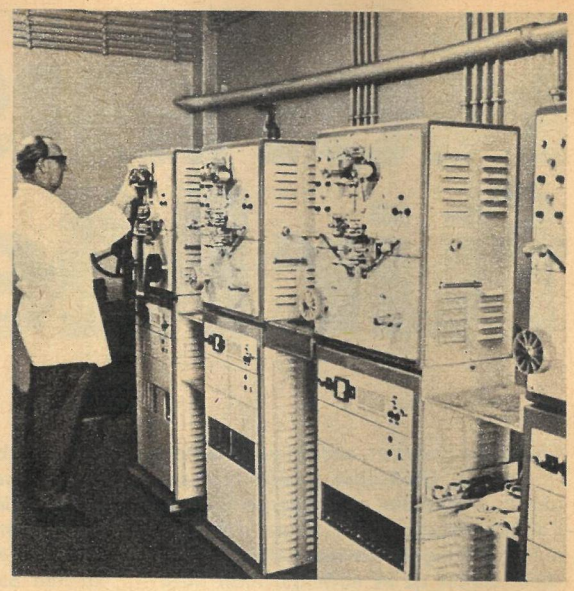
DEFA-Studio für Synchronisation. Für die breite Öffentlichkeit eine Art verborgen blühendes Veilchen. Welcher Filmkritiker beispielsweise ringt sich zu mehr als Nebensätzen angesichts bedeutender Synchronleistungen durch? Wo war beim letzten großen Fernandel-Film („Die Reise des Vaters") mehr zu lesen als: Norbert Christian sprach den Vater „einfühlsam", „einprägsam", „überzeugend" usw? Die Synchronmitarbeiter von Berlin-Johannisthal lassen sich davon kaum beeinflussen. Ihnen genügen erreichte Erfolge auch ohne lauten Beifall. Direktor Wolfgang Weiß: „In diesem Jahr synchronisieren wir unseren 2000. Spielfilm, dazu kommt etwa die gleiche Anzahl Kurz- oder Dokumentarfilme. Rund 80 Prozent aller Kinofilme, die ein Bürger unseres Landes seit 1946 sehen konnte, gingen also durch unser Studio!"

Wolfgang Weiß ist seit fünfeinhalb Jahren Direktor des DEFA-Studios für Synchronisation. In diesen Jahren hat das Studio einen gewaltigen Sprung nach vorn getan. Klar ausgewiesen durch überzeugende Zahlen: 150 Filme in der Anfangszeit von 1946 bis 1952 (in jenem



Aus dem Archiv (oben) Stimmen für Fernandel – links Wolf Kaiser, Norbert Christian, Gerd Biewer.

Synchron-Direktor Weiß: Hohes Niveau und niedrige Kosten gehören bereits zusammen.



Die Bandspieler des Mischateliers – sie werden vom Pult aus abgerufen.

Jahr wurde aus der DEFA-Unterabteilung ein selbständiges Studio). Dann 860 Filme in den folgenden zehn Jahren bis 1962. Wieder 860 bis 1967 – die Jahresproduktion hatte sich also im Durchschnitt schon verdoppelt. Und 1968 schließlich werden Progreß und Fernsehfunk 240 Filme aus den Ateliers des Studios erhalten! Die nächste (und letzte) Zahl imponiert Fachleuten am meisten: Diese Synchronkunststücke von Johannisthal vollbrachten gleichbleibend 300 Mitarbeiter; seit 1956 hat sich im Johannisthaler Arbeitskräfteetat nichts verändert.

Angesichts dieser nüchternen Zahlen (aus ihnen ergeben sich auch die niedrigen, weltrekordnahen Kosten) erhebt sich dringend die Frage nach der künstlerischen Qualität. Denn daß Kunst billig sein kann und trotzdem noch Kunst ist, klingt – vorsichtig gesagt – ungewohnt. „Also, Herr Direktor, wie vertragen sich ökonomische Rekorde mit künstlerischem Niveau?"

Seine lapidare Antwort „ausgezeichnet" präzisierte Direktor Weiß durch Arbeitsprinzipien und kleine Episoden.

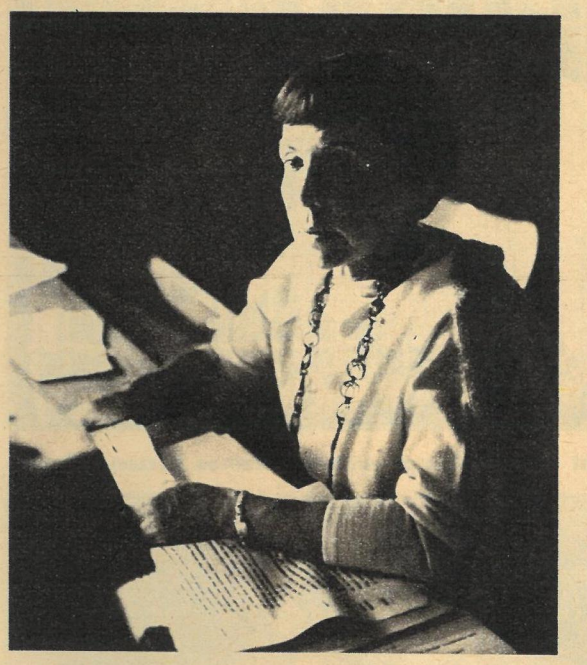
„Der weltberühmte Regisseur Popo war bei uns, als wir gerade seinen Faust XX. fertig hatten. Er sah sich unsere Arbeit an und sagte: ‚Wenn man in zehn Jahren Ihre Synchronisierung bei uns in Rumänien aus dem Archiv holt und mit rumänischen Untertiteln zeigt, werden die Leute staunen: Das war ein großartiger Film!'" Ähnliche, nicht ganz so hintergründige Komplimente erhielt das Studio von vielen hochgeachteten Filmschöpfern sozialistischer Länder. Solche persönlichen Kontakte appellieren immer wieder an die künstlerische Verantwortung des Studios. Direktor Weiß erinnert sich an Michail Romm und seinen Film „Der gewöhnliche Faschismus": „Im Original sprach der Regisseur selbst den Kommentar. Wie konnte diese besondere emotionelle Wirkung erhalten bleiben? Wir haben lange überlegt. Zuletzt drehten wir einen Vorspann zum Film. Michail Romm stellte darin Martin Flörchinger den Zuschauern vor: ‚Er wird für mich sprechen!'"

Noch gut im Gedächtnis werden in unserem Lande die „Piloten im Pyjama" sein. Die Autoren Heynowski/Scheumann wollten mehr als buchstabentreue Synchronität. Die Sprecher mußten das Dokument als Dokument erhalten – sie mußten also das Wesen, den Charakter dieser Amerikaner im Hilton Hanoi erfassen. Und zur ganzen Wahrheit gehörten auch die differenzierten Zwischentöne des Originals. Direktor Weiß zitierte den Eindruck der Männer, die diese Interviews geführt hatten – geäußert unmittelbar nach dem Erlebnis des synchronisierten Filmes: „Das ist ja gespenstisch!"

Künstlerisches Arbeitsziel im Synchronstudio ist die innere Synchronität. „Wir streben nicht das kaum erreichbare Phänomen an, den Schauspieler da oben auf der Leinwand völlig nachzuspielen. Schließlich hat jede Sprache ihren eigenen, selten voll zu erhaltenden Rhythmus. Entscheidend für uns: Der Charakter des Films, seine künstlerische Eigenart muß gewahrt bleiben! Das bestimmt zuallererst auch die Wahl des Schauspielers und nicht beispielsweise eine äußerliche Ähnlichkeit der Stimme. Fernandel wurde so bei uns von drei verschiedenen Schauspielern gesprochen: Nach unserem Arbeitsprinzip verlangte der Fernandel in ‚Reise eines Vaters' von der künstlerischen Absicht des Films her einen anderen Stimmcharakter als den in ‚Der Teufel und die zehn Gebote'. Wir wissen, daß wir doppelte Verantwortung tragen. Vor den Künstlern, die uns ihre Filme überlassen, und vor unserem Publikum!"

Die schwere Arbeit des Synchronregisseurs im obengenannten Sinne erleichtert eine Johannisthaler Erfindung: das Stimmenarchiv. In diesem Archiv stecken die Stimmen von 2000 Schauspielern unseres Landes. Auch Regisseur Wolfgang Thal, der bei unserem Besuch im Atelier I den Take 407 sprechen ließ, suchte hier seine Stimmen heraus. „Die meisten Schauspieler" – um noch einmal Synchrondirektor Weiß zu zitieren – „arbeiten ausgesprochen gern für uns. Sie kriechen für drei bis vier Tage in fremde Charaktere, in fremde Leben, vermittelt von fremden Schauspielern. Synchron befriedigt komödiantische Bedürfnisse!"

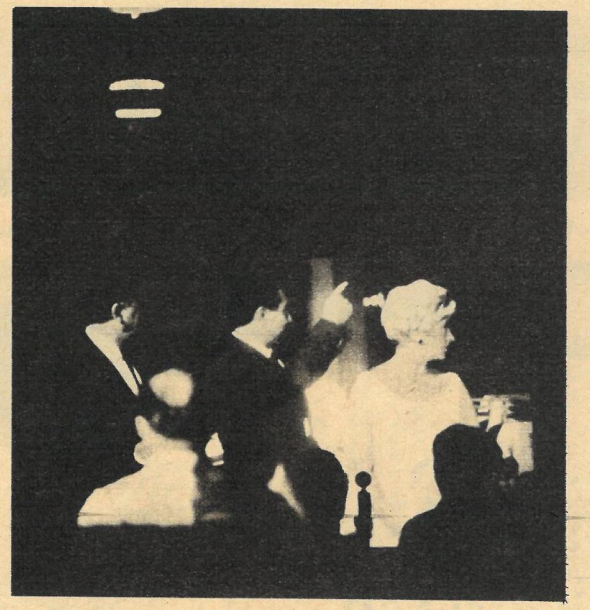
Fotos: Billeb, DEFA (3), Progreß (1)
Text: Blutke



Autor. Die größte handwerkliche Mühe der zehn Autoren des Studios ergibt sich aus dem fremden Sprachrhythmus. Selbst das scheinbar eng verwandte Englisch bereitet spezifische Schwierigkeiten: Die deutsche Sprache verlangt für den gleichen Gedanken etwa die doppelte Zahl Silben. Ausgangspunkt für den Synchronautor ist eine wörtliche Rohübersetzung – seinen Text schreibt er im verdunkelten Studio vor dem stummen Film (Takes von 7 bis 10 Meter Länge).

Im Foto: Anette Ihnen, Synchronautor für bisher knapp 300 Filme.

Stichwörter: Synchron-Berufe



Regisseur. Im Idealfall sollen die Regisseure des Studios nach Regiestudium an Theater- oder Filmhochschule einige Jahre praktisch am Theater gearbeitet haben. Im Durchschnitt synchronisiert jeder der 18 Regisseure des Studios jährlich 16 bis 18 Filme.

Tonmeister. Verantwortlich für technische und künstlerische Qualität des Tones.

Im Mischatelier werden 5 Magnettonbänder gemischt. Ein Musik- und ein Geräuschband (vom Filmhersteller geliefert), zwei Sprachbänder (sind nötig, weil nicht alle Sprecher einer Szene immer gleichzeitig zur Verfügung stehen), ein Band mit Ateliergeräuschen.

Bei der Herausabnahme vor den künstlerischen und technischen Mitarbeitern des Filmes werden Prädikate verteilt: „Sehr gut" bis (höchstens ein- bis zweimal im Jahr) „Ungenügend". Diese Noten bilden die Grundlage für leistungsgebundene Entlohnung.

Renaissance für Meister Lampe

Chinchilla, Weiße und Blaue Wiener, Kalifornier, Großsilber, Weiße Neuseeländer, Holländer oder Angora sind für Kaninchenzüchter von heute Attribute leistungsfähiger Rassen edler Kaninchen. Dabei ist es noch gar nicht allzu lange her, daß man sich in Haus und Hof mit Kaninchen beschäftigt. Es gilt als verhältnismäßig junges Haustier, und Rind und Schwein leben weit länger schon unter Dach, im Stall.

Vor der Zeitenwende, vor ungefähr zweitausend Jahren, beschafften sich reiche römische Familien aus Spanien erstmals wildfarbene Kaninchen, um sie in großen Gehegen, sogenannten „Leporarien", zur Jagdbelustigung zu halten. Sehr bald aber entdeckten die römischen Köche die vorzüglichen Geschmackseigenschaften des Kaninchenfleisches.

In Deutschland kennt man aus urkundlichen Überlieferungen Kaninchen seit dem 15. Jahrhundert. Und aus der Zeit zu Beginn des 18. Jahrhunderts wird über die Haltung zahmer Kaninchen in kleinen Stallungen berichtet. Die Aufzucht von Kaninchen, anfänglich von fast allen Kreisen der Bevölkerung als Hobby betrieben, stieg besonders in Notzeiten stark an. Nach 1945, als man seine großstädtische Sommerresidenz auf dem Balkon großzügig Meister Lampe überließ, wurden jährlich etwa 30 Millionen Schlachtkaninchen in der damaligen sowjetischen Besatzungszone erzeugt.

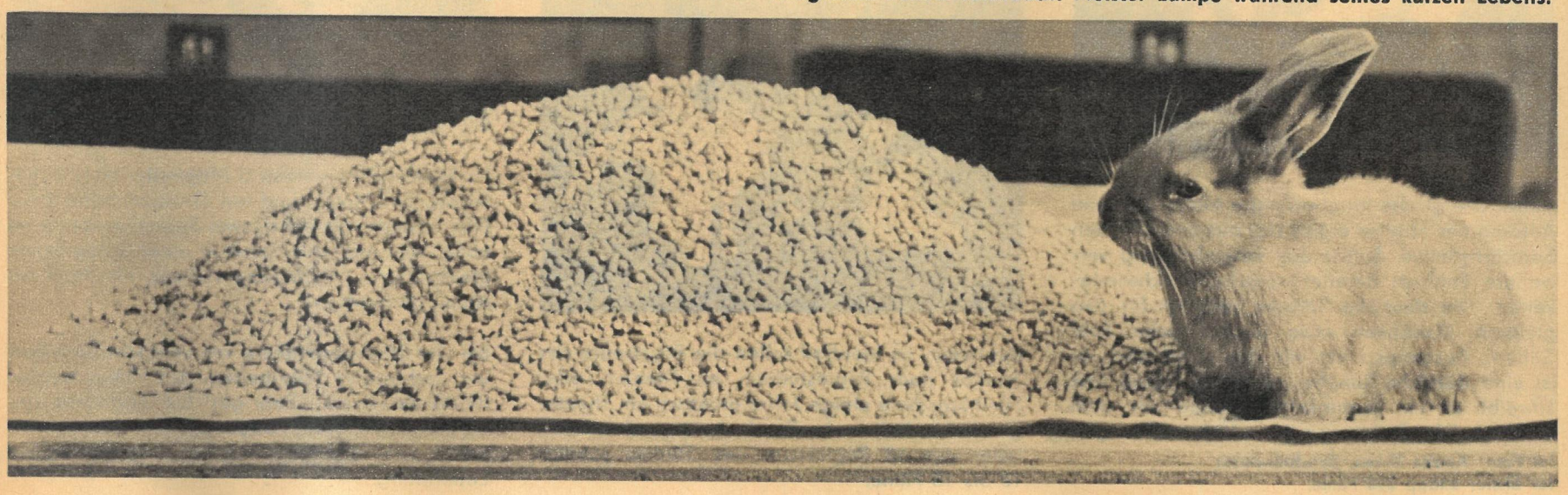
Nun ist seit wenigen Jahren das Kaninchen auf dem besten Wege, aus einem „Notstandstier" der Nachkriegsjahre zu einem „Wohlstandstier" der modernen Industriegesellschaft zu werden, wie diese Entwicklung von Professor Brandsch aus dem Institut für Tierzucht der Martin-Luther-Universität Halle–Wittenberg gekennzeichnet wird.

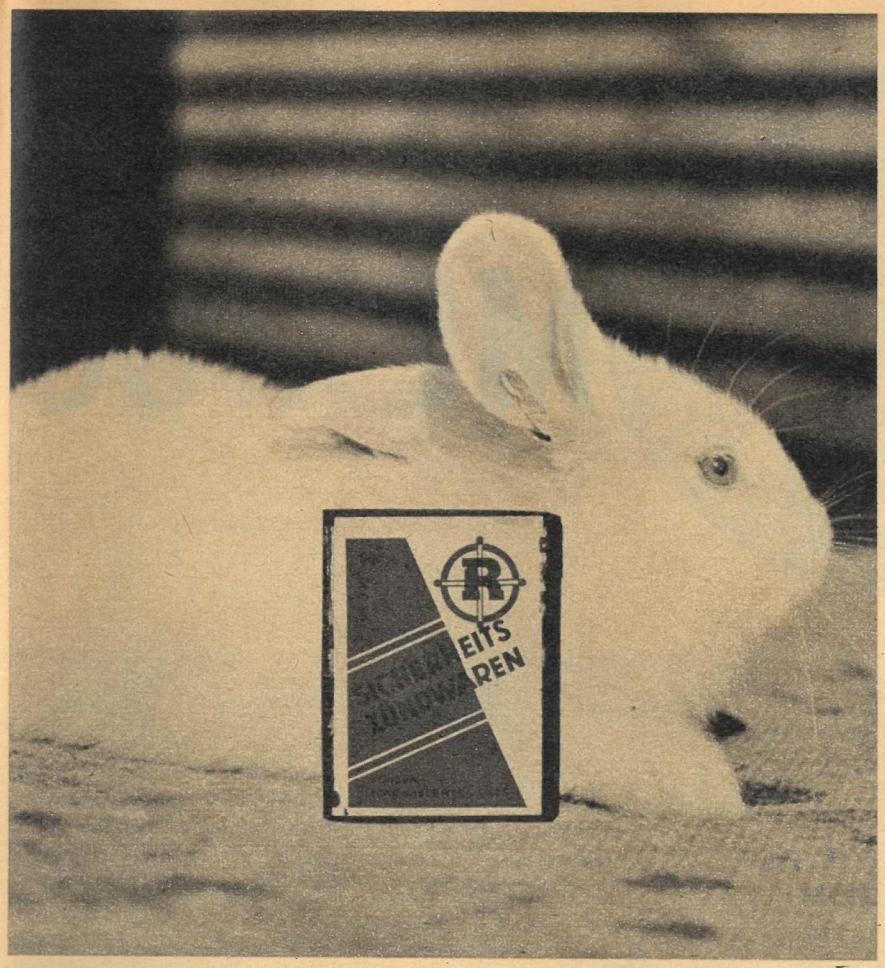
In allen Ländern mit hohem Lebensstandard besteht eine große Nachfrage nach eiweißreichem, fettarmem Weißfleisch. Sie veranlaßte die Tierzucht vor etlichen Jahren, spezielle Geflügelmasthybriden zu züchten, die heute als Goldbroiler Grillrestaurants für sich beanspruchen oder knusprig im Haushaltsgasherd brutzeln. Da Kaninchenfleisch die gleichen Vorzüge aufzuweisen hat, in diätetischer Hinsicht sogar besser ist und zu seiner Produktion weniger tierische Eiweißstoffe als bei der Geflügelmast eingesetzt werden können, rückte die Broilermast von Meister Lampe blitzartig in den Vordergrund. Um dem Kaninchen auf dem Weltfleischmarkt eine erfolgreiche Position einzuräumen, mußten noch zwei Probleme von der Forschung gelöst werden: eine ökonomisch vertretbare Reproduktionsfähigkeit und die hygienische Haltung in Großbeständen.

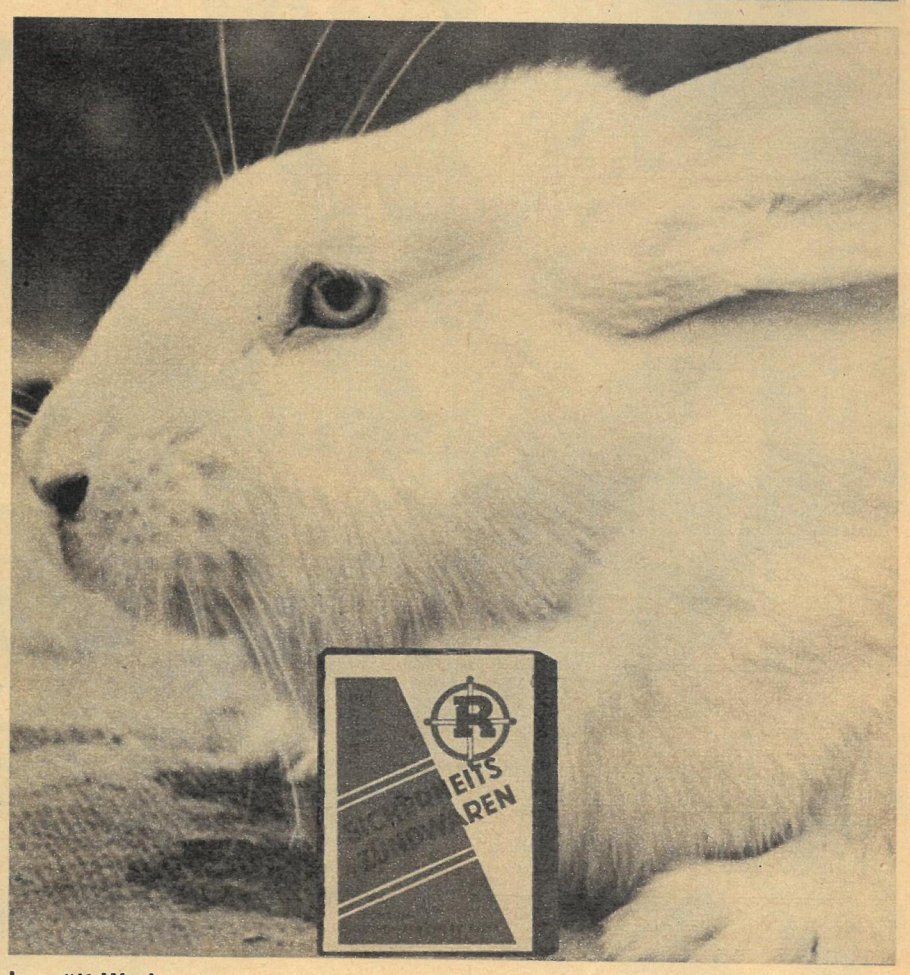
Mit diesen Forschungen beschäftigte sich in der DDR besonders intensiv das Institut für Tierzucht an der Universität Halle–Wittenberg. Über 500 Einzelplätze weist hier die „Kaninchensiedlung" auf. Seit 1935 werden in Halle ständig Angorakaninchen auf ihre Wolleistung geprüft. Und 1965 wurde erstmals eine Zucht- und Mastleistungsprüfung für Normalhaarkaninchen durchgeführt.

Grundvoraussetzung für eine industriemäßige Großproduktion von Kaninchenfleisch ist die hohe Reproduktionsfähig-

Oben: Futterstelle und Ruheraum in einem Käfig. – Unten: Siebeneinhalb Kilogramm Pellets verbraucht Meister Lampe während seines kurzen Lebens.







So schnell werden sie groß: Meister Lampe im Alter von vier, sechs, neun und zwölf Wochen.

keit der Zuchtbestände. Das bedeutet, sich von den Vorstellungen der Kaninchenhaltung der Kleintierzüchter zu lösen. Kleinsthalter von Kaninchen lassen ihre Häsinnen maximal zweimal im Jahr werfen. Aber selbst in freier Wildbahn und unter natürlichen Futterbedingungen sind bei Kaninchen sechs Würfe im Jahr keine Seltenheit.

Hier lagen die Ansätze für die Forschungsvorhaben, das Reproduktionsvermögen maximal auszunutzen und eine mechanisierbare, hygienisch einwandfreie Haltungsform für Zucht-, Jung- und Masttiere zu entwickeln. Nach modernen Zuchtverfahren konnten im Institut für Tierzucht von der seit 1954 bestehenden Inzuchtlinie HA 1 Spitzenleistungen von über 60 Jungtieren je Häsin und Jahr erzielt werden. Diese hohe Leistung setzt natürlich optimale Fütterungs- und Haltungsbedingungen voraus.

Als Kreuzungspartner dienten Häsinnen der Rasse Blaue Wiener mit ihrer guten Reproduktionsfähigkeit und Weiße Neuseeländer als Rammler und Fleischlieferanten. Fünf Häsinnen und ein Rammler werden in einem Drahtgehege von 70 × 100 cm gehalten. Jede Häsin besitzt einen Wurfkasten, der so konstruiert ist, daß die Jungtiere nicht herausfallen können. Nach vier Wochen werden die Jungtiere von der Häsin abgesetzt und neun Wochen lang in speziell konstruierten Mastbatterien gehalten. 25 Masttiere sind auf einem Quadratmeter Käfigstandfläche untergebracht. Dieser hohe Besatz ist nur möglich, wenn in den Käfig ein Drahtzwischenboden eingehängt ist, auf den sich ein Teil der Tiere nach dem Fressen zur Ruhe zurückziehen kann.

Intensive Schnellmast und frühes Absetzen erfordern eine leistungsbezogene Fütterung. Sie erfolgt deshalb in Form von Pellets, wissenschaftlich genau errechnetem Fertigfutter, das durch Heu oder Stroh in Raufen an den Batterien ergänzt wird. Von großer Wichtigkeit ist die Wasserversorgung der Tiere. Jedes Masttier benötigt durchschnittlich $\frac{1}{4}$ l Wasser je Tag, das durch Leitungen und Nippeltränken zur Verfügung steht. Während der 63 Masttage verdrückt jedes Masttier $7\frac{1}{2}$ kg Futter. Mit einem Schlachtgewicht von 2,5 kg und zur Zeit noch 90 Lebenstagen wandert das Kaninchen ins Schlachthaus.

Die LPG Halle-Peißen baut gegenwärtig eine große Kaninchenmastanlage, die eine Jahresproduktion von 100 000 Tieren zuläßt. Mit 2000 Häsinnen, die sieben bis acht Würfe je Jahr bringen, und 200 Zuchtrammlern lassen sich auf 25 000 Mastplätzen in vier Durchgängen insgesamt 100 000 Schlachtkaninchen produzieren.

Neben der Erarbeitung der Zuchtunterlagen entstanden im Institut für Tierzucht der Universität Halle die technologischen und ökonomischen Grundlagen für die Projektierung von Kaninchenbroilermastanlagen. Damit werden den sozialistischen Landwirtschaftsbetrieben beispielhafte Unterlagen für eine industriemäßige Produktion von Kaninchenfleisch in die Hände gegeben.

Reportage von Hans-Joachim Kirsche

1968 MEXICO

Mexiko-City – der Name der lateinamerikanischen Metropole hat in diesen Tagen magischen Klang. Mehr als 7200 Sportlerinnen und Sportler, die besten der Welt, hoffen in Mexikos Hauptstadt auf olympischen Ruhm, unter ihnen auch 252 Frauen und Männer aus der Deutschen Demokratischen Republik, die zum erstenmal bei Olympischen Sommerspielen mit einer selbständigen Mannschaft unserer Republik an den Start gehen werden. Noch wissen wir nicht, wie sie in den olympischen Arenen abschneiden werden, doch sie haben unser Vertrauen, denn wir sind überzeugt, daß sie unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat auch im fernen Mexiko mit hohen sportlichen Leistungen Anerkennung und Ehre erwerben werden.

Prognosen und Propheten

Mexikos Höhenlage und die demzufolge dünnere Luft wird die Ergebnisse der Olympischen Spiele in vielen Fällen stark beeinflussen. Aber nicht nur in negativem Sinne. Der Kölner Professor Hollmann nämlich errechnete, daß die Kugelstoßer durch den geringeren Luftwiderstand befähigt werden, ihr Gerät durchschnittlich 5 cm weiter zu stoßen, Hammerwerfer könnten es auf 53, Speerwerfer auf 62 und Diskuswerfer sogar auf 169 zusätzliche Zentimeter bringen. Für die Sprinter soll der geringere Luftwiderstand in 2200 m Höhe ebenso wirken wie 1,6 m/s Rückenwind.

Ob sich die Athleten in Mexiko allerdings an diese errechneten Werte halten werden, ist heute noch ebenso ungewiß wie die Verwirklichung der vielen Prognosen, die verschiedene Experten schon längere Zeit vor den Spielen über den Ausgang der einzelnen Wettbewerbe angestellt haben.

Zum Propheten in eigener Sache machte sich der vierfache Goldmedaillengewinner von Tokio, der 22jährige Amerikaner Don Schollander: „Ich werde in Mexiko fünf Goldmedaillen gewinnen." So verkündete er wenige Wochen vor den amerikanischen Olympiaausscheidungen. Selbst der Coach der USA-Schwimmannschaft, Georg Haines, nahm dem blonden Don diese Selbsteinschätzung nicht ab: „Er nimmt den Mund zu voll! Ich denke an höchstens vier Goldmedaillen. Vielleicht in den drei Staffeln und vielleicht über 200 m. Ich meine, der 18jährige Mark Spitz wird der erfolgreichste Schwimmer der Olympischen Spiele." Bei den Ausscheidungen der amerikanischen Schwimmer qualifizierte sich Schollander allerdings nur über 200 m Freistil und in zwei Staffeln für die Olympiamannschaft. Doch da auch gleich mit Weltrekordzeiten.

Fünf Wochen vor Tokio wurde Äthiopiens Olympiasieger im Marathon am Blinddarm operiert. Der Traum von einer erneuten Goldmedaille schien ausgeträumt. Abebe Bikila aber fuhr in Japans Hauptstadt und deklassierte dort, 32jährig, die gesamte Weltelite. Und er versprach, in Mexiko wieder dabeizusein. Vor wenigen Monaten wurde gemeldet, Bikila sei so schwer verletzt, daß er in Mexiko wahrscheinlich nicht starten könne. Mitte August erst begann er wieder mit dem Training. Sein Kommentar danach: „Jetzt kann nichts mehr passieren – in Mexiko werde ich wieder Olympiasieger!"

Zu den Sportlern, die lieber andere auf dem Thron des Favoriten sehen, gehört der sowjetische Weitspringer Igor Ter-Owanesian. Sein Tip für die Weitsprungentscheidung in Mexiko: „Um Gold zu gewinnen, muß man 8,20 bis 8,25 m weit springen." Der Europarekordler meint, daß die gespannte Atmosphäre bei den Entscheidungen der Spiele keine größere Weite zulassen würde. Als Favoriten nennt er die Amerikaner Ralph Boston und Bob Beamon, eventuell auch Olympiasieger Lynn Davis. Und er selbst? Der Oktober wird es zeigen.

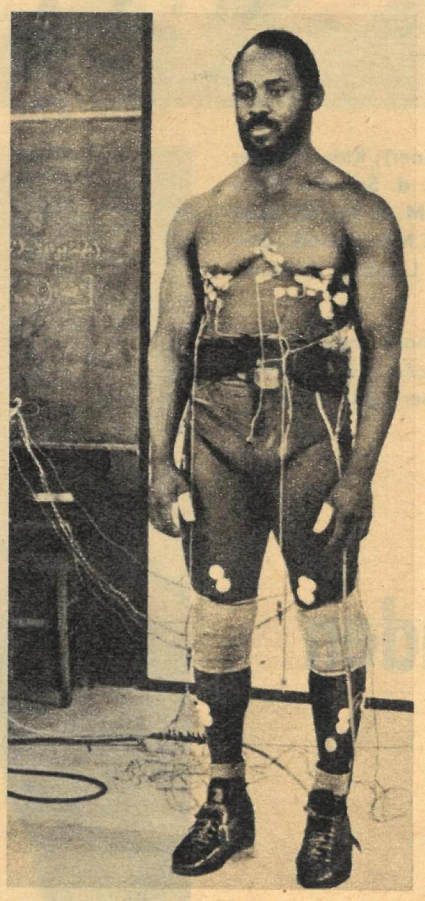
Waleri Brumel, bisher unübertroffener Hochspringer, glaubt daran, daß sein Weltrekord auch noch nach den Spielen Bestand haben wird. „Waleri Skworzow und Walentin Gawrilow können mit gutem Recht auf Gold hoffen. Beide können durchaus 2,25 m schaffen. Und das garantiert die Goldmedaille", meint er. Seit zwanzig Jahren gewann Schweden keine Goldmedaille mehr in einer leichtathletischen Disziplin. Diese Serie soll nun unterbrochen werden, wenn es nach dem Willen des derzeitigen Rekordhalters im Diskuswerfen und Kugelstoßen, Ricky Bruch, ginge. Der Schwede prophezeit als überzeugter Anhänger der Sekte der Yoga-Jünger: „Es ist eigentlich schade um meine Gegner, die sich nicht in gleichem Maße wie ich geistig zu konzentrieren vermögen." Ganz Schweden lacht zwar über diese Prognose, hofft aber doch im stillen, daß sie sich erfüllt.

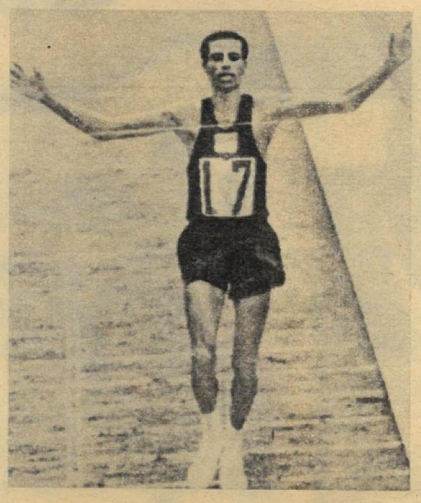
Ronnie Ray Shmith, Mitinhaber des Weltrekordes über 100 m in 9,9 s, glaubt an ein US-Sprinterfestival in Mexiko-Stadt: „Über 100 m wird die Goldmedaille wohl an Hines oder Greene fallen – sie haben das richtige Kampftemperament für solch eine Prüfung –, und auf der 200-m-Strecke ist Tommie Shmith unschlagbar. Außenseiterchancen billige ich dem Franzosen Roger Bambuck, dem Jamaikaner Lennox Miller und mir selbst zu." Der farbige USA-Sprinter hat seine Rechnung zumindest ohne Kubas Sprinter-As Enrique Figuerola gemacht: „Mein Ziel ist olympisches Gold. Dabei können mich auch nicht die Ergebnisse anderer Sprinter beeindrukken."

Wie viele der 171 Goldmedaillen werden in Mexiko wirklich den Favoriten überreicht werden? Wie viele der vor den Spielen hochdotierten Athleten werden aus Mexiko abreisen wie aus Tokio der Franzose Michel Jazy, der norwegische Speerwerfer Pedersen, der Zehnkämpfer Yang aus Taiwan oder die sowjetische Speerwerferin Osolina. Sie alle waren vorher von vielen Experten als Olympiasieger getippt worden und gewannen nicht einmal eine Medaille. Andere, deren Namen vor Tokio niemand kannte, wurden zu strahlenden Siegern, die Rumänin Penes, Wyomia Tyus aus den USA, ihr Landsmann Bill Mills.

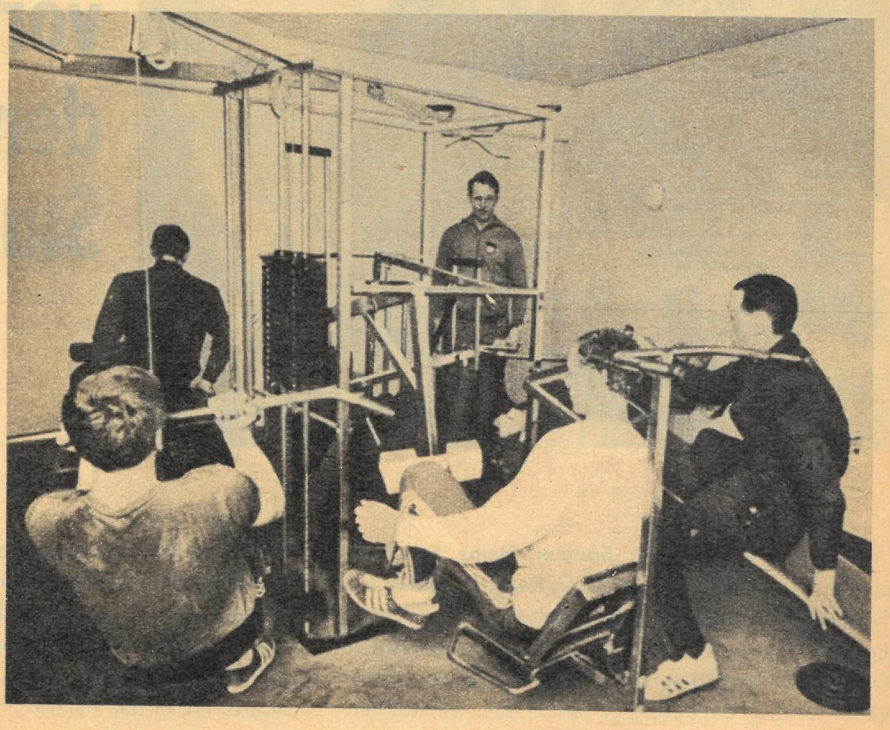
Selbst die Computer, die in den USA mit der rechnerischen Ermittlung der Olympiasieger von Mexiko beauftragt wurden, können sich irren. Denn im Sport entscheiden noch immer menschlicher Wille und menschliche Leistungsfähigkeit. Enrique Figuerola drückte das so aus: „Die Zeiten, die bisher erreicht wurden, zählen nicht. Entscheiden werden die Läufe in Mexiko." Daran sollten auch die Olympiateilnehmer aus unserer Republik bei ihren Starts in Mexiko-City denken.

Text: H. Patermann
Fotos: Zentralbild (4), Billeb



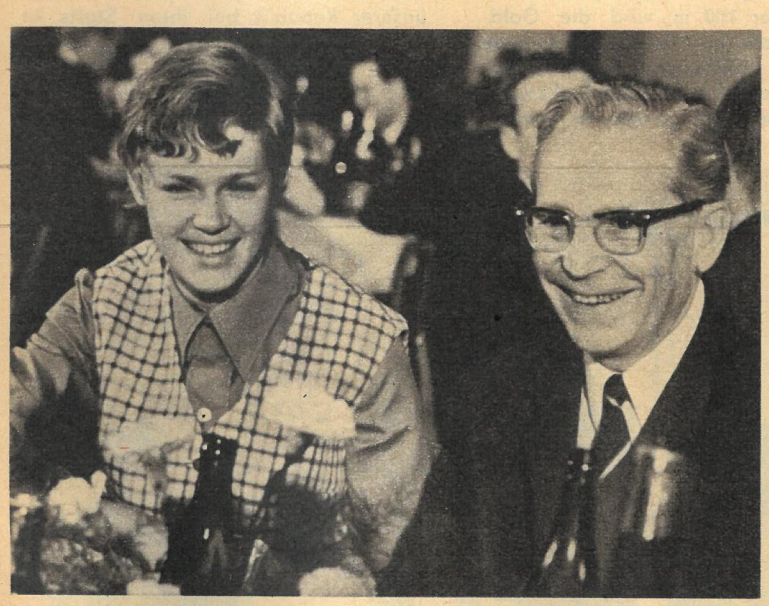


Olympiasieger in Rom und Tokio, Favorit auch für Mexiko. Abebe Bikila könnte olympischen Rekord aufstellen – dreimal hintereinander den Marathonlauf gewinnen (Foto links). In aller Welt bereiteten sich die Athleten mit technischen Finessen auf Mexiko vor. Gewichtheber Louis Martin aus Jamaica, mit fünfzig Elektroden bepflastert, unterzog sich einem wissenschaftlichen Test, um seine Form zu überprüfen (oben). Zehn Sportler gleichzeitig können an diesem „Martergerät" bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit belastet werden.



Die Hockey-Olympiamannschaft der DDR. Stehend von links: Klaus Reichelt (Verbandstrainer); Klaus Bahner (Mittelläufer, M. d. Sp., SC Motor Jena); Karl-Heinz Freiberger (Mittelstürmer, Verd. M. d. Sp., SC Motor Jena); Dieter Ehrlich (Halbstürmer, M. d. Sp., SC Motor Jena); Axel Thieme (Verteidiger, M. d. Sp., SC Leipzig); Dieter Klauß (Halbstürmer, SC Leipzig); Klaus Träumer (Außenläufer, M. d. Sp., SC Motor Jena); Gerhard Krieger (Halbstürmer, SC Leipzig); Eckhard Wallossek (Außenläufer, M. d. Sp., SC Leipzig); Johannes Roth (Verbandsarzt).

Untere Reihe von links: Horst Brennecke (Halbstürmer, Verd. M. d. Sp., SC Leipzig); Reinhard Sasse (Außenstürmer, SC Leipzig); Rainer Stephan (Torwart, M. d. Sp., SC Motor Jena); Hans-Dietrich Sasse (Torwart, M. d. Sp., SC Leipzig); Horst Dahmlos (Außenläufer, M. d. Sp., SC Motor Jena); Lothar Lippert (Außenstürmer, M. d. Sp., SC Leipzig).



Stunden vor dem Start

„Rita, darf ich bitten?" Sprinter Heinz Erbstößer schritt mit unserer Hochsprung-Rekordhalterin zur Tanzfläche. Ein festlicher Abend hatte vor dem Abflug nach Mexiko die Teilnehmer der ersten selbständigen Olympiamannschaft der DDR zusammengeführt. Gastgeber unserer Olympioniken waren die Werktätigen des Berliner Schwermaschinenbaubetriebes VEB Bergmann-Borsig, in dessen Kultursaal der Abschied gefeiert wurde – mit einem „kleinen Tänzchen vor dem großen Tanz", wie jemand scherzhaft bemerkte. Es gab letzte Interviews für Rundfunk und Fernsehen, letzte Autogramme in der Heimat.

Karin Illgen (Foto oben) gehört zu den besten Diskuswerferinnen der Welt. Sie möchte in Mexiko das erreichen, was Karin Balzer (Foto links) vor vier Jahren in Tokio schaffte. Fotos: K. H. Friedrich

Wolfgang Ulrich, Disponent im VEB Bergmann-Borsig, bat Rita Schmidt um eine Unterschrift. „Wissen Sie, wir sind nämlich auch im Sport groß da, in der BSG Motor Wilhelmsruh – allerdings beim Kegeln!" – „Was man macht, ist egal", lachte Rita, „Hauptsache, man treibt regelmäßig Sport!" Ist es nicht erst 24 Stunden her, da der Staatsrat unserer Republik einen bedeutsamen Beschluß über die Aufgaben der Körperkultur und des Sports faßte? Eine „wahrhaft sozialistische Charta des Sports" nannte der Vorsitzende des Staatlichen Komitees für Körperkultur und Sport, Roland Weißig, dieses Dokument, als er im Auftrag des Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, Willi Stoph, die Olympiakämpfer zu ihrer Nominierung beglückwünschte.

NOK-Präsident Dr. Heinz Schöbel nahm einen Augenblick am Tisch unserer Kugelstoßerinnen und Hochspringerinnen Platz, um mit ihnen zu plaudern. Scherzworte, ausgelassenes Lachen. 20-m-Kugelstoßer Dieter Hoffmann, mit seinen 126 kg Gewicht ein Bär auf der Tanzfläche, riskierte mit Gattin Alice einen „Shake". „Schaut euch das an", frotzelte Lothar Milde nebenan. „Das tut er nur seiner Frau zuliebe. Sonst rührt er sich nicht von der Stelle . . ." In Dieters Glas perlte Fruchtsaft, seine Frau Alice trank Wein. Man stieß auf gutes Gelingen in Mexiko an. Dieter möchte im olympischen Kampf gern bester Europäer hinter den amerikanischen Kugelstoßriesen werden.

Jeder hat sein Ziel. Alle haben es hoch gesteckt, höher als je zuvor. Am Tisch neben Lothar Milde, der seine dritten Olympischen Spiele erlebt, saß der junge Berliner Hammerwerfer Reinhard Theimer. Mutter und Vater waren mitgekommen, stolz auf ihren Jungen. „Ich will viel lernen in Mexiko", sagte er. Vor einem Jahr dachte der 19jährige noch nicht an eine Fahrkarte zu den Olympischen Spielen.

Am zeitigen Morgen traf man sich auf dem Flugplatz wieder. Noch einmal Händeschütteln, Winken. Mannschaftsleiter Manfred Ewald stieg als Letzter in die Maschine. „Auf Wiedersehen, Freunde!" Dann rollte der Riesenvogel – eine „DC-8" der skandinavischen Luftverkehrsgesellschaft – zur Startbahn. Donnernd erhob er sich in die Lüfte, dem 8000 km entfernten Ziel entgegen.

K.-H. F.

HEINZ MIELKE:
DIE ENKEL DES K. E. ZIOLKOWSKI (5)

Besuch beim Nachbarn

Für das Grundanliegen der Raumfahrt – dem Menschen andere Himmelskörper unmittelbar zugänglich zu machen – lieferte schon im Jahre 1959 eine Pionierleistung der sowjetischen Wissenschaftler den ersten praktischen Baustein. Ausgehend von den Versuchen mit künstlichen Erdsatelliten der „Sputnik"-Serie und getragen von einem leistungsfähigen Potential in der Trägerraketentechnik, gelang es ihnen am 1. Januar 1959, einen Raumflugkörper mit der erforderlichen hohen Geschwindigkeit auf eine Bahn zu bringen, die ihn über die Wirkungssphäre der Erdgravitation hinausführte. Dieser „Lunik 1", heute in der Klassifizierung allgemein als „Luna 1" bezeichnet, passierte zunächst den Mond in einer Entfernung von rund 5500 km und trat anschließend in eine Sonnenumlaufbahn ein. Die USA waren erst drei Jahre später zu ähnlichen raumflugtechnischen Leistungen in der Lage. Mit dem ersten „Luna"-Experiment begann ein neues Kapitel der Raumfahrtforschung.

Unter den Objekten des Planetensystems nimmt der natürliche Trabant unserer Erde für die Raumfahrtforschung eine besondere Stellung ein. Seine für kosmische Verhältnisse relativ große Nähe macht ihn zu dem Nahziel unter den übrigen Himmelskörpern. Schließlich beträgt seine mittlere Entfernung nur rund 384 000 km, und seine Bewegung verläuft stets in annähernd diesem Abstand von der Erde, während die Umlaufbewegung der Planeten um die Sonne sogar für die beiden Nachbarplaneten der Erde, Venus und Mars, günstigstenfalls eine minimale Entfernung von etwa 40 Millionen bzw. 55 Millionen km zuläßt. In allen anderen Fällen wären viele hundert Millionen km zu überbrücken, wobei aus Gründen der Himmelsmechanik die tatsächlichen Flugwege noch um ein Vielfaches größer wären als die jeweils möglichen Minimalentfernungen Erde–Planet.

Über seine günstige räumliche Position hinaus bietet der Mond für die Wissenschaft noch zahlreiche Rätsel und Geheimnisse, nicht zuletzt das seiner Entstehung und Entwicklungsgeschichte einschließlich der von der Erde so völlig verschiedenartigen Beschaffenheit seiner Oberflächenstrukturen. In keinem anderen Fall besitzt ein Planet des Sonnensystems einen Trabanten, dessen Größe (3480 km Durchmesser, etwa $^1/_4$ des Erddurchmessers) und Masse ($^1/_{81}$ der Erdmasse) relativ zum Planeten so groß sind wie bei unserem Mond. Diese Besonderheit führt in Verbindung mit der genannten Entfernung des Mondes vom Standpunkt der Himmelsmechanik dazu, daß man eigentlich Erde und Mond nicht mehr unter dem Blickwinkel eines echten Planet-Trabant-Verhältnisses sehen kann, sondern besser von einem Doppelplaneten Terra-Luna spricht. Die Entstehung eines so ungewöhnlichen Untersystems innerhalb der großen Planetenfamilie ist heute noch ein ungelöstes Problem. Jede Möglichkeit, seiner Lösung entscheidend näherzukommen, wäre für die Wissenschaft von höchstem Wert, denn dadurch ließen sich mit Sicherheit auch zahlreiche ebenso unbeantwortete Fragen hinsichtlich der physikalischen und chemischen Struktur unserer Erde einer Antwort näherbringen.

Obwohl die Entfernung des Mondes von der Erde aus astronautischer Sicht so erfreulich klein ist, sind die technischen Probleme des Mondfluges ganz erheblich größer als die einfacher Satellitenunternehmen. Die antriebstechnischen Voraussetzungen, die sozusagen dem „Kraftakt" jedes Raumflugunternehmens zugrunde liegen, sind für Mondflugprogramme schon wesentlich anspruchsvoller, wobei die speziellen Erfordernisse von einer ganzen Reihe einzelner Faktoren abhängen. Dazu gehört unter anderem die Frage, ob vor dem Eintritt des jeweiligen Raumflugkörpers in die eigentliche Mond-Übergangsbahn noch eine Satelliten-Parkbahn eingeschaltet werden soll und in welcher Höhe über der Erdoberfläche. Weiterhin spielt natürlich eine Rolle, welches Ziel mit dem Unternehmen verfolgt wird (harte oder weiche Landung; Mondsatellit) und ob in diesem Zusammenhang die Übergangsbahn mehr oder weniger gestreckt verlaufen soll (u. a. kürzere oder längere Flugzeit) bzw. ob zusätzliche Bahnkorrekturen oder -manöver erforderlich werden. Von den Trägersystemen werden für das Erreichen der Übergangsbahn in jedem Fall Endgeschwindigkeiten verlangt, die etwa zwischen 10 und 11,5 km/s liegen. Für erdnahe Satelliten benötigt man dagegen nur etwa 7,5 bis 7,7 km/s. Hinsichtlich der Steuerungs- und Lenktechnik liegen die Erfordernisse, in Abhängigkeit vom Ziel des Experiments, zwar ebenfalls unterschiedlich hoch, doch im allgemeinen weit über denen der Satellitenflüge. Präzision und Zuverlässigkeit der entsprechenden technischen Hilfsmittel müssen daher besonders hohen Anforderungen genügen.

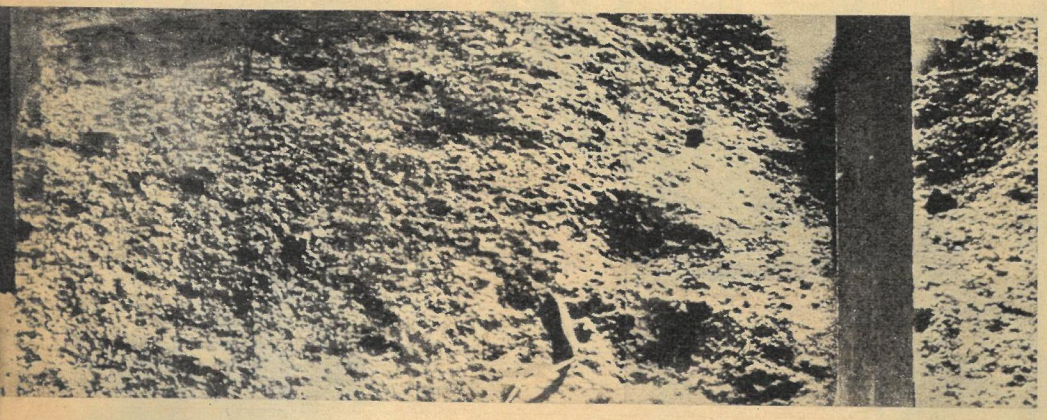
Das gleiche gilt selbstverständlich auch für die wissenschaftliche Ausrüstung der Mondflugkörper.

Wie leistungsfähig die sowjetische Raumflugtechnik schon zu Beginn des ersten Jahrzehnts der Raumfahrtpraxis war, stellten das zweite und dritte Unternehmen der „Luna"-Serie unter Beweis. Nachdem mit „Luna 2" im September 1959 die erste harte Landung auf dem Mond erzielt werden konnte und damit ein von Menschenhand geschaffener Körper überhaupt zum erstenmal einen fremden Himmelskörper erreicht hatte, vollbrachten die sowjetischen Raumfahrtspezialisten mit „Luna 3" im Oktober 1959 eine für lange Zeit einmalige, sensationelle Leistung. Ohne jede zusätzliche Bahnkorrektur ließen sie den mit einer Foto- und Bildübertragungsapparatur ausgerüsteten Raumflugkörper auf einer raffiniert ausgeklügelten Bahnkurve so perfekt den Mond „hinterfliegen", daß aus einer günstigen Position zum erstenmal in der Geschichte der Wissenschaft Aufnahmen von der für einen Beobachter auf der Erde ständig unsichtbaren Rückseite des Mondes gewonnen werden konnten. Neben der Demonstration hoher technischer Vollkommenheit zeigte sich in diesem Raumflugexperiment vor allem ein großer Erfolg der traditionsreichen mathematisch-himmelsmechanischen Schule der sowjetischen theoretischen Astronomie.

Nach und parallel zu weiteren raumflugtechnischen Ergänzungsexperimenten („Luna 4", 1963; „Sonde 3", 1965) begann im Jahre 1965 eine neue bedeutsame Etappe des sowjetischen Mondflugprogramms. Da ganz allgemein die raketen- und raumflugtechnischen Entwicklungen viel stürmischer und erfolgreicher vorankamen, als es selbst die größten Optimisten zu Beginn dieses Jahrzehnts vorauszusagen gewagt hätten, konnte man sich in den weiter vorausschauenden Programmkonzeptionen tatsächlich schon allmählich auf die Vorbereitung der ersten Flüge des Menschen zum Mond einstellen. Zu den unbedingt notwendigen Einzelheiten der Vorbereitung auf ein so kühnes Ziel gehörte unter anderem jedoch eine wesentlich tiefer ins Detail gehende Erforschung der Beschaffenheit der Mondoberfläche und der physikalischen Verhältnisse im mondnahen Raum, als sie von den klassisch-astronomischen Möglichkeiten her gegeben und zu erwarten war. Die erforderlichen Informationen konnten somit nur durch den Einsatz spezieller Mondsonden erhalten werden, die entweder mittels einer Bremslandung weich auf der Mondoberfläche abgesetzt werden mußten oder die ihr Meß- und Beobachtungsprogramm, nach einem entsprechenden Bahnmanöver, als künstliche Mondsatelliten in mondnahen Umlaufbahnen abzuwickeln hatten.

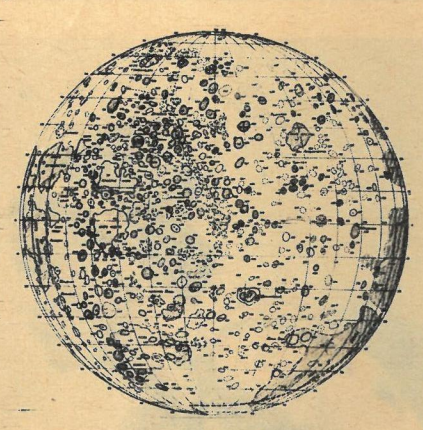
In diesen beiden Richtungen bewegte sich die 1965 eingeleitete neue Etappe. Mit vier weiteren Geräten der „Luna"-Serie wurde zunächst ein Erprobungsprogramm absolviert, bei dem man vor allem die technischen Erfordernisse für eine weiche Mondlandung überprüfte. Diese Versuche erreichten schließlich ihren Höhepunkt mit der ersten weichen Landung eines Raumflugkörpers auf dem Mond („Luna 9", 31. Januar 1966). Das wertvollste wissenschaftliche Ergebnis dieser neuerlichen Pioniertat der sowjetischen Raumfahrttechnik bestand in den ersten Nahaufnahmen der Mondoberfläche, aus denen die Wissenschaftler außerordentlich wertvolle Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Mondbodens (Feinstruktur, Tragfähigkeit) gewinnen konnten. Schon zwei Monate später gelang, sozusagen „auf Anhieb", das erste Mondsatellitenunternehmen („Luna 10") in der Geschichte der Raumfahrt, dem dann bis zum April 1968 noch drei weitere folgten. Außerdem war schon im Dezember 1966 ein zweites erfolgreiches Landungsexperiment zu verzeichnen („Luna 13"), bei dem neben einer Bildaufnahmeapparatur erstmalig auch Meßinstrumente zur Analyse des Mondbodens eingesetzt wurden.

Von allen Teilbereichen des Gesamtprogramms unterstrich wohl die lange Reihe großartiger Erfolge bei der Erkundung des Mondes am nachdrücklichsten den hohen Entwicklungsstand der sowjetischen Raumfahrtforschung und deren erstrangige Position. Darüber hinaus brachten sie eine Fülle von Informationen, die sowohl für die reine Weltraumforschung, speziell die Astronomie des Mondes, als aber auch für die weitere Bearbeitung der theoretischen und praktischen Raumfahrtprobleme von höchstem Nutzen sind. Im Rahmen dieser Entwicklung könnten vielleicht tatsächlich in den nächsten Jahren die ersten Menschen zum Mond gelangen. Allerdings bedeutet der Übergang vom Einsatz unbemannter Raumflugkörper zu bemannten Mond-

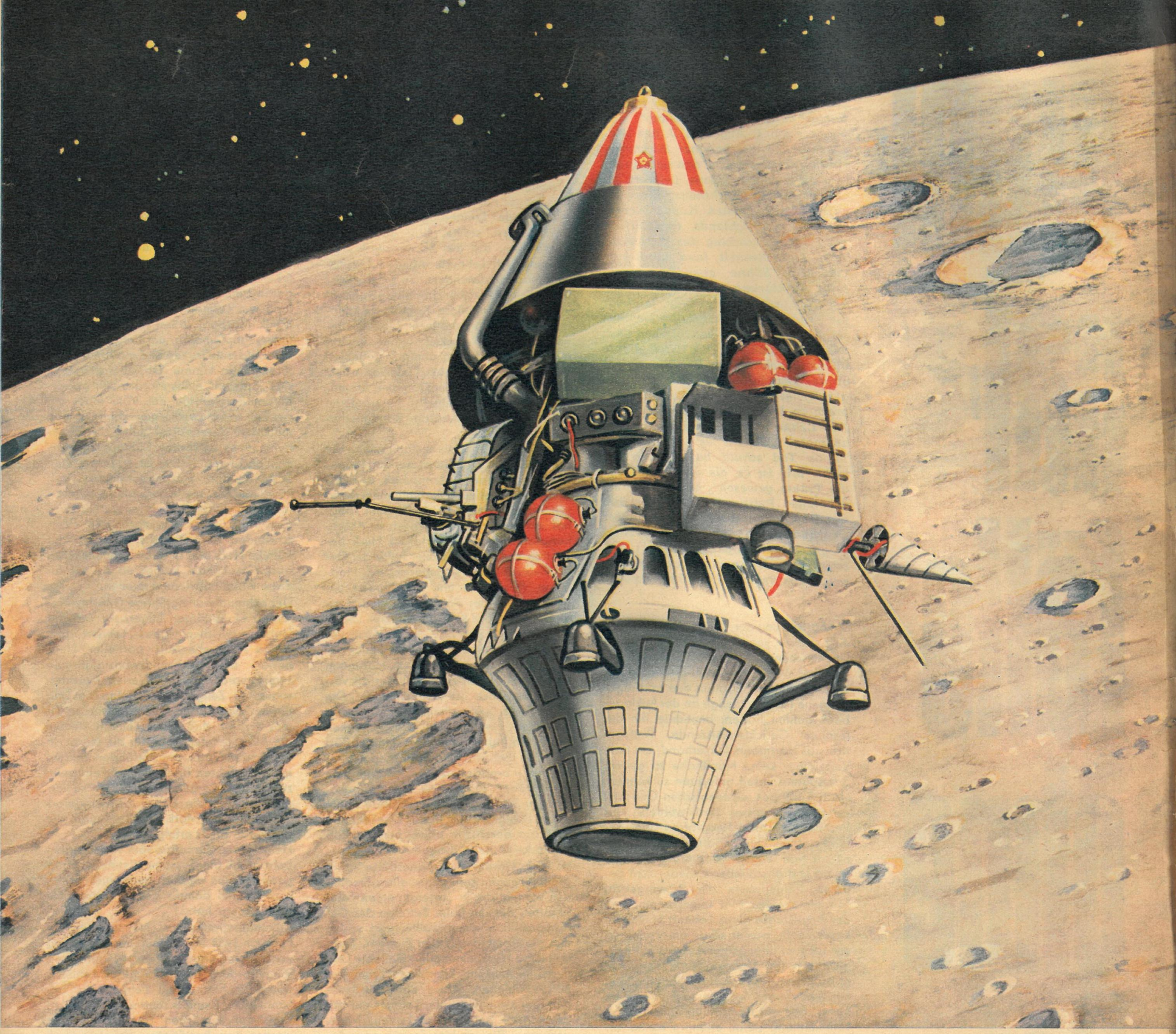


„Luna 12" – der erste sowjetische Fotoaufklärer in einer Mondumlaufbahn (rechte Seite).

In der UdSSR erarbeitete erste Karte der Mondrückseite.



◁ Ausschnitt eines Panoramafotos, aufgenommen von „Luna 9".



raumschiffen in allen technischen Beziehungen einen ganz enormen Sprung, dessen Vorbereitung im Hinblick auf die Sicherheit der beteiligten Menschen nicht sorgfältig genug geschehen kann. Noch längst sind nicht alle einschlägigen Probleme umfassend geklärt und die entsprechenden technischen Lösungen bis zur optimalen Zuverlässigkeit durchgearbeitet. Daher sollte man die weitere Entwicklung ohne jeden Zeitzwang und nur auf der Basis sehr eingehender Vorerprobungen vorantreiben. Eine wesentliche Rolle wird dabei die Grundkonzeption des Flugoperationsprogramms spielen.

Vom Prinzip her sind durchaus mehrere Möglichkeiten gegeben. Sie reichen vom Einzelstart extrem großer Trägerraketen (z. B. „Saturn 5", USA) – wobei die Nutzmasse des Mondraumschiffes trotz allem relativ beschränkt bleibt und zu teilweise sehr gewagten Flugoperationen (z. B. Kopplungsrendezvous in Mondumlaufbahn) zwingt – bis hin zum Aufbau wesentlich größerer Mondflugeinheiten vermittels einer ausgefeilten Rendezvoustechnik in Erdumlaufbahnen, wodurch sich die Sicherheitsreserve eines solchen Unternehmens zweifellos beträchtlich erhöhen würde. Das erfolgreiche erste vollautomatische Kopplungsrendezvous zwischen den beiden „Kosmos"-Satelliten 186 und 188 könnte vielleicht darauf schließen lassen, daß sich die sowjetischen Raumfahrtspezialisten im Hinblick auf ihr hohes wissenschaftliches Verantwortungsbewußtsein für ihre Mondexpedition für eine Variante des Operationsprogramms entscheiden, die dem zuletzt erwähnten Verfahren nahekommt. Wie dieses und andere Vorhaben aber auch im einzelnen verwirklicht werden mögen, mit Sicherheit kann man erwarten, daß die sowjetische Raumfahrtwissenschaft auch über das erste Jahrzehnt ihrer großen Weltraumerfolge hinaus in der weiteren Entwicklung tonangebend sein wird.

AUF EINEN BLICK

Parkbahn: Spezielle Bezeichnung für eine Satellitenbahn, auf der ein Raumflugkörper umläuft, der entweder ganz oder zu einem Teil durch einen weiteren Antriebsvorgang wieder aus dieser Bahn herausgeführt und in eine Freiflugbahn zum Mond oder in den interplanetaren Raum gebracht werden soll. Die Zwischenschaltung einer Parkbahn bei komplizierten Raumfahrtunternehmen hat für die Raumflugtechnik größte Bedeutung. Erstens kann damit ein zusätzlicher Einfluß auf die Auswahl von energetisch günstigen lunaren oder interplanetaren Übergangsbahnen gewonnen werden, der es u. a. ermöglicht, die aus der geographischen Lage des Trägerstartplatzes (z. B. ungünstige Position zur Mondbahnebene) resultierenden Nachteile in gewissem Grade zu vermeiden. Zweitens ist durch eine Parkbahn eine wesentliche Verbesserung des Leitverfahrens hinsichtlich der Genauigkeit gegeben, mit der der eigentliche Raumflugkörper in seine Übergangsbahn und damit zum Zielanflug gebracht werden kann. Verschiedene der beim Direktflug auftretenden Störeffekte (Lenkfehler, Abweichungen im Schubprogramm) lassen sich bis zum Brennschluß des Trägersystems nur schwer oder gar nicht ausgleichen. Dagegen läßt sich aus einer Parkbahn nach genauer Vermessung der Bewegung des Zwischenträgers sowie nach Kontrolle und Steuerung seiner Lage durch sofortige elektronische Auswertung in der Bodenstation ein wesentlich präziserer Abflug durchführen. Drittens bietet die Einschaltung einer Parkbahn die Möglichkeit, eine letzte umfassende Überprüfung der Bordausrüstung durchzuführen. Die Verweilzeit in einer Parkbahn kann sehr verschieden sein. Sie wird im wesentlichen von der Zeitdauer bestimmt, die dazu nötig ist, die richtige Ausgangsposition für den Abflug zu erreichen. Die erste erfolgreiche Anwendung des Prinzips der Parkbahn gelang sowjetischen Raumfahrtwissenschaftlern. Für den Start der ersten sowjetischen Venussonde wurde ein Zwischenträgersatellit mit beträchtlicher Umlaufmasse eingesetzt, von dem aus dann die wesentlich kleinere, aber immerhin noch 643,5 kg Masse aufweisende Venussonde nach Bahnüberprüfung und Lagekorrektur zum Abflug gebracht wurde. Seither wurde dieses Verfahren auch bei zahlreichen anderen sowjetischen und US-amerikanischen Raumflugunternehmungen erfolgreich angewendet.

(Aus: „Raketentechnik, Raumfahrt".)

Farbgrafik: Paul Lämmel
Fotos: Zentralbild/TASS, Zu neuen Horizonten
Redaktion: W. Winkler

Kriminalfälle ohne Beispiel

TATSACHENBERICHT VON GUNTER PRODÖHL

35

DER FALL TIMO RINNELT

„Schuldig wegen Mordes und fortgesetzter versuchter Erpressung" verkündete am 7. August d. J. der Vorsitzende des Wiesbadener Schwurgerichts und verurteilte den siebenundzwanzigjährigen Klaus Lehnert zu „Lebenslänglich Zuchthaus". Eines der aufsehenerregendsten Kapitalverbrechen Westdeutschlands, die Entführung und Ermordung des siebenjährigen Timo Rinnelt, fand damit eine vorläufige Sühne, aber keineswegs seine Aufklärung. Motiv, Ausführung der Tat, ihre Hintergründe, ja sogar die Frage, ob der verurteilte Lehnert sie allein begangen hat, bleiben nach wie vor ungeklärt. Das Urteil diente offensichtlich nur zur Beruhigung der ob der skandalösen Begleitumstände des Kriminalfalles mit Recht aufgebrachten Wiesbadener Öffentlichkeit. Als Lehnert am ersten Prozeßtage aussagte: „Ob ich es war, der an Timos Tod schuld hatte, weiß ich nicht. Mir ist es, als wäre alles nur ein Traum gewesen", hatten die aufgebotenen Polizisten alle Mühe, ihn vor Übergriffen der erregten Zuhörer zu schützen. „Mörder!" — „Schwein!" — „An den Galgen mit dir!" beschimpften sie ihn, als er zur Mittagspause aus dem Saal geführt wurde.

Die Fortsetzung der Verhandlung brachte eine neue, von niemandem erwartete Überraschung. Der Prozeß wurde abgebrochen! Weil Pressefotografen durch einen Spalt der Saaltür das voraufgegangene Handgemenge an der Anklagebank gefilmt hatten, beendete ihn der resolute Gerichtsvorsitzende, Amtsgerichtsrat Hartmann, kurzerhand, um dem Verteidiger keine Handhabe zu geben, das spätere Urteil anfechten zu können. Nach § 169 des westdeutschen Gerichtsverfassungsgesetzes darf während der Verhandlung nicht fotografiert oder gefilmt werden. Der Gerichtssaal wurde zunächst von einem Polizeiaufgebot geräumt und anschließend wieder zum Betreten freigegeben, das Schwurgericht zog ein zweites Mal feierlich ein, und der Angeklagte Klaus Lehnert mußte rekapitulieren, was er schon am Vormittag zur Tat und über seinen Lebenslauf ausgesagt hatte. Unbeeindruckt von dem voraufgegangenen Tumult wiederholte er mit wehleidiger Stimme, daß er sich an nichts, was mit der Tötung Timos in Zusammenhang stehe, erinnern könne. Erneute Protest- und Mißfallensbekundungen im Zuhörerraum unterband schnell ein verstärktes Polizisten-Räumkommando, das die renitenten Ruhestörer zur Saaltür hinausbeförderte.

Ungestört konnte Lehnert nun endlich ausführen, woran er sich nach den Weisungen seines Verteidigers überhaupt noch erinnerte. Danach war sein Gedächtnis erst drei Tage nach dem Verschwinden Timo Rinnelts wieder in Funktion getreten, als er in einem Wiesbadener Kaufhaus drei große Plastiktüten kaufte, um die Leiche verpacken und im Keller unter Bauschutt verstecken zu können.

„Wenn Sie die ganzen Tage nicht wußten, was Sie getan hatten, wie kamen Sie dann so ohne jeden Anlaß darauf, die Leiche verstecken zu müssen?" wollte daraufhin der Gerichtsvorsitzende erklärt haben.

„Ja, ja", stotterte Lehnert. „Das ist alles sehr kompliziert. Ahnungsvolle Bilder erstanden vor meinem Auge, von einem toten Kind im Keller, vor dem ich gekniet habe." Danach runzelte er angestrengt seine buschigen Augenbrauen, hob bedauernd die schlanken gepflegten Hände und beteuerte: „Ich gebe mir ja alle Mühe, aber an mehr kann ich mich beim besten Willen nicht erinnern."

Die unverbildeten Menschen im Schwurgerichtssaal schüttelten ob dieser transzendenten Visionen nur noch fassungslos den Kopf. Angesichts der sonstigen durchaus realistischen Verhaltensweise Lehnerts konnten sie sie nur für ein abgefeimtes Schwindelmanöver halten und nicht ahnen, welch wissenschaftlichen Rang ihnen im weiteren Prozeßverlauf die psychiatrischen Gutachterkapazitäten beimaßen.

Das immer nur für die Zeit des Mordes aussetzende Erinnerungsvermögen des Angeklagten stellte sich auch rasch wieder ein, als der Schwurgerichtsvorsitzende sich Lehnerts eigenen Lebenswehwehchen zuwendete. So gewissenlos der sensible Arztsohn jahrelang versucht hatte, aus dem Mord Kapital zu schlagen, so rührselig malte er nun die angebliche Freudlosigkeit seiner Jugend aus. Der Tod des so überaus geliebten Vaters wurde tränenreich zum an allem Übel schuldigen Lebenskomplex dramatisiert und so der eigentliche tragische Anlaß des Prozesses zum Randgeschehen degradiert.

Am zweiten Verhandlungstag mußten die profiliertesten Figuren dieser sogenannten angesehenen Gesellschaft Wiesbadens, die Mitglieder der millionenschweren Verlegerfamilie Huck, vor dem Tribunal erscheinen. Entgegen dem Ablehnungsantrag des von Harald Huck bezahlten Verteidigers Bauer hatte der Gerichtsvorsitzende, Amtsgerichtsrat Hartmann, ihre Vorladung als Zeugen angeordnet. In der Presse trug das Hartmann bitterböse Kritiken ein. Der „Spiegel" kreidete ihm an: „Eine ganze unbescholtene Familie wurde ins Feuer gezogen. Der Amtsgerichtsrat Hartmann wird vielleicht mal ein Schwurgerichtsvorsitzender, noch ist er keiner . . ." Die „Frankfurter Allgemeine" rügte ihn: „. . . ohne ersichtliche Notwendigkeit wurde die Intimsphäre angesehener Bürger der Sensationsgier aufgeputschter Zuhörer preisgegeben . . .", und die „Frankfurter Rundschau" bemängelte: „. . . der Schwurgerichtsvorsitzende zeigte wenig Fähigkeit, sich in das Dunkel einer weit von der Norm abweichenden Persönlichkeit hineinzuwagen . . ."

Verleger Harald Huck protestierte handgreiflich gegen sein ungewolltes Erscheinen vor Gericht. Er ohrfeigte einen Fotoreporter, der ihn beim Betreten des Gerichtssaales knipsen wollte, und schlug ihm die Kamera aus den Fingern. Tochter Helga Huck, ehemalige Geliebte Lehnerts, im rassigen Sportwagen zum Termin erschienen, schrie den Vorsitzenden, der sie bezichtigte, Lehnert ein falsches Alibi geliefert zu haben, hysterisch an: „Bin ich hier Zeugin oder Angeklagte?"

Der von dem Verleger Harald Huck gestellte Verteidiger Bauer hatte das Erscheinen der Millionärsfamilie vor Gericht mit der Begründung zu verhindern gesucht: „Zur Aufhellung der Tat des Angeklagten können die Aussagen nicht beitragen."

Gleichwohl hinterließ die Vernehmung der Hucks den Eindruck, daß der Mord an Timo Rinnelt in ihren Kreisen seinen Ursprung hat und daß einige Familienmitglieder zumindest Mitwisser der Tat Lehnerts waren.

Bei den in der Verlegervilla häufig gefeierten Partys wurde als besonderes Amüsement ein „Mörderspiel" gepflegt. Wie bei weniger angesehenen Leuten „Blindekuh" wurde bei den Hucks das möglichst sadistische Umbringen eines Menschen gespielt, um sich zu verlustieren. Mehrfach war dabei die Rolle des Mörders Klaus Lehnert zugedacht worden. „Weil er es am überzeugendsten konnte", wie die im knallroten Reitmantel im Gerichtssaal erschienene Verlegergattin Irma (47) beeidete. Fast ein Jahr lang war Lehnert in der Psychiatrischen Klinik Marburg allen möglichen Tests unterzogen worden, um herauszufinden, aus welchem Grunde er Timo Rinnelt getötet haben könnte. Ob möglicherweise das „Spielen" eines Mordes den pervertierten Partygästen der Villa Huck mit der Zeit zu langweilig geworden war und man den Nervenkitzel durch die Begehung eines wirklichen Kidnapping-Mordes gesteigert hatte, ist trotz emsigen Suchens der Sachverständigen nach Mordmotiven nie überprüft, zumindest nicht der Öffentlichkeit mitgeteilt worden. Alles, was sich nach dem Verschwinden Timo Rinnelts innerhalb der Familie Huck und in ihrem Freundeskreis abspielte, könnte jedoch als Beweis für diese Mordmotivierung dienen.

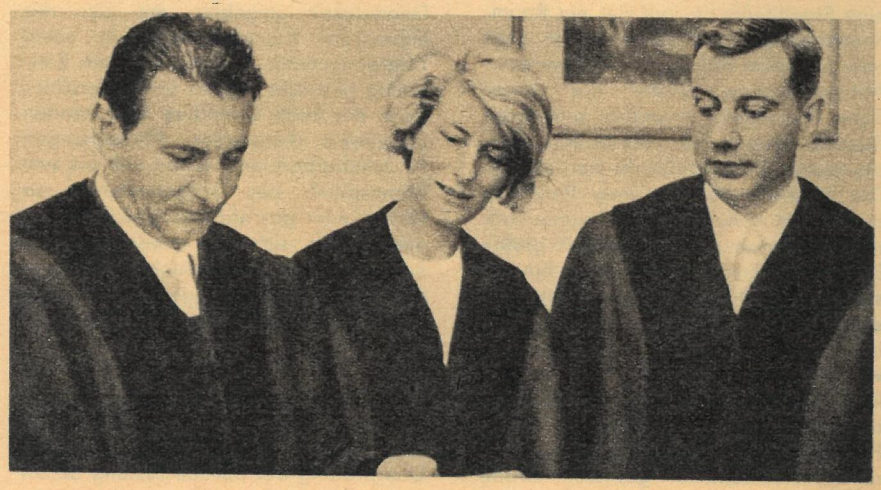
Der achtundzwanzigjährige Gerichtsreferendar Hans-Jürgen Ellger, zur Zeit der Liaison zwischen Klaus Lehnert und Helga Huck ebenfalls partieller Liebhaber der sechsundzwanzigjährigen sommersprossigen Verlegerstochter, sagte als Zeuge aus: „Helga hat mir einige Tage nach dem Verschwinden Timos erzählt, daß Klaus Lehnert sie um ein Alibi gebeten habe für die Nacht, in der er den Vater des entführten Jungen mit hinterlegten Briefen von Telefonzelle zu Telefonzelle gehetzt hatte, um zu verabreden, wie die Übergabe der geforderten 15 000 Mark Lösegeld und die Rückgabe Timos erfolgen sollte."

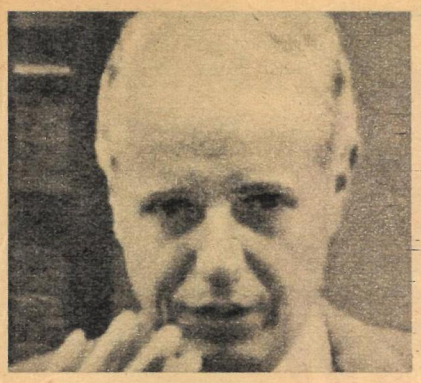
Helga Huck, daraufhin vom Vorsitzenden befragt, ob die Aussage stimme, erklärte gereizt: „Das weiß ich heute nicht mehr, was ich ihm damals gesagt habe oder nicht gesagt habe."

Kriminalhauptmeister Nöller, der im Februar 1964 im Verlauf der Fahndung nach dem unbekannten Mörder Timo Rinnelts auch das Alibi Klaus Lehnerts überprüft hatte, weil Lehnert als Bekannter der Rinnelts routinemäßig in den Kreis der möglichen Täter einbezogen worden war, bestätigte: „Fräulein Huck hat mir gegenüber erklärt, daß Lehnert in der fraglichen Nacht bei ihr gewesen sei."

Mutter Irmgard schließlich wartete mit der geradezu sensationellen Enthüllung auf: „Ich wußte sofort, daß Lehnert mit dem Verschwinden Timo Rinnelts zu tun hatte. Ich sagte es ihm auch auf den Kopf zu, und da antwortete er mir: „Stimmt, ich habe ihn in einen Keller

Amtsgerichtsrat Hartmann (links) machte sich unbeliebt, weil er die Millionärsfamilie als Zeugen geladen hatte.





Rechtsanwalt Horst Bauer, Verteidiger von Hucks Gnaden.

gesperrt und gehe ihn jeden Tag füttern. Das Schweinchen ist bald so fett, daß es geschlachtet werden muß."
Vom Staatsanwalt Kynast befragt, warum sie diese Angaben erst jetzt, über vier Jahre nach der Tat, machten, antwortete der Gerichtsreferendar Ellger, er habe das nicht für ernst genommen!
Frau Irmgard Huck entzog sich dem Verdacht, Mitwisserin des Mordes gewesen zu sein, gewitzter: „Ich habe das ja damals dem Herrn von der Polizei gesagt, aber der wollte mir nicht glauben." Welchem Herrn der Polizei sie es gesagt hatte, war ihr allerdings entfallen. Keiner der als Zeugen geladenen Kriminalbeamten bestätigte ihre Behauptung.

Wir unterbrechen nach dieser Folge für kurze Zeit unsere Serie „Kriminalfälle ohne Beispiel". Günter Prodöhl wird dann mit neuem Material – auf einige Untersuchungsergebnisse muß gewartet werden – unsere Fortsetzungsserie weiterführen. Redaktion Zeit im Bild

---

Verleger Harald Huck, der nach Angaben seiner Frau die Äußerung Lehnerts ebenfalls gehört haben soll, redete sich heraus: „Da habe ich nicht genau zugehört."
Weitere peinliche Enthüllungen über die Rolle, die Lehnerts Geliebte Helga Huck in der Mordaffäre gespielt hatte, vereitelte schleunigst Verteidiger Bauer. Er beantragte den Ausschluß der Öffentlichkeit und der 40 Pressevertreter wegen Gefährdung der Sittlichkeit. Vorgeblich, um die Zeugin über ihre Intimitäten und Liebesbeziehungen zu Klaus Lehnert befragen zu können. Daß in der fast einstündigen Verhandlung hinter verschlossenen Türen auch ganz andere Dinge erörtert worden waren, konnte man aus einer anschließenden Erklärung des Angeklagten entnehmen. Seine so lange vorgeschobene Gedächtnistrübung hatte sich überraschend aufgehellt. Ihm war im rechten Augenblick eingefallen, daß er der Familie Huck keinerlei Angaben über den Mord an Timo Rinnelt gemacht habe.
Die sonst so vornehme Verlegersgattin, von Lehnert nun öffentlich der Lüge bezichtigt, verlor darüber jegliche Fassung und beschimpfte ihn im übelsten Gossenjargon: „Dieses faule Schwein von Kerl. Wenn ich entscheiden könnte, würde ich ihn den Löwen zum Fraß vorwerfen."
Sehr viel einfühlsamer und rücksichtsvoller wurde der blaßgesichtige, wie ein Pariser Mode-Couturier wirkende Angeklagte am anderen Verhandlungstag von der jungen attraktiven Diplompsychologin Renate Göltz (29) begutachtet. Vier Monate lang hatte sie mit Lehnert in der Marburger Universitätsklinik alle nur erdenklichen Spielarten psychologischer Tests durchgenommen, um den Grund seiner verkümmerten Seele auszuloten. Die schockfarbene Exklusivität der Mörder spielenden Millionärsfamilie Huck, der grausige Bericht des Kriminalbeamten Nöller über das Auffinden der halbverwesten Kindesleiche, alles verblaßte in Gegenwart der jungen Wissenschaftlerin, als sie mit sanfter Stimme ihr mehrstündiges Gutachten vortrug.
Worüber sachunkundige Zuhörer vorher noch ungläubig den Kopf geschüttelt hatten, das fand nun wissenschaftliche Bestätigung. Nicht aus Habgier, nicht heimtückisch grausam hatte Lehnert ein Kind getötet, nicht verzweifelte Eltern mitleidlos jahrelang mit Erpresserbriefen und Anrufen in der quälenden Hoffnung belassen, ihr Junge könnte doch nach irgendwo im Ausland leben. Nichts davon war mehr relevant. Nicht ein unmenschlicher Verbrecher stand hier vor Gericht, sondern ein bemitleidenswerter Kranker, aus dem Lehrbuch der Psychiatrie.
„Eines Morgens während der Untersuchung fühlte sich Lehnert sterbenselend. Wachsbleich gestand er mir, er habe seinen Vater umgebracht, die Leiche dann im Keller mit einer Leine gefesselt, davor gehockt und gebetet. Dann habe er seinen toten Vater in einen Kasten gelegt . . .", begann die scharmante Diplompsychologin ihr Gutachten im Stil einer Kriminalgeschichte und leitete daraus ihre Erklärung der von Lehnert verübten Tat ab. „Für ihn war der Vater wohl die Zentralfigur seines Daseins. Ein Idol, ein Gott, ohne den er nicht lebenstüchtig war. Seinen Tod wollte er nicht wahrhaben. Als er ihn dennoch verstandesmäßig zur Kenntnis nehmen mußte, könnte er dem toten Vater böse gewesen sein, weil er ihn verlassen hatte. So sei eine hochgradige Neurose entstanden, in deren Verlauf er schließlich Timo Rinnelt getötet haben kann, im Geiste dabei seinen Vater vor sich sehend. Solch eine Tat wäre eine Entladung jahrelang aufgestauter Affekte gewesen, häufig einhergehend mit einer mehr oder weniger starken Bewußtseinstrübung und vermutlich bar jeder rationalen Steuerung." –
Könnte . . ., wäre . . ., häufig . . ., vermutlich . . . – Auf mehr wollte sich die Frau Diplompsychologin allerdings auch nicht festlegen. Die Zubilligung des ersehnten § 51 versagte sie Lehnert, weil nach dem Lehrbuch die Neurose mit Sicherheit keine Geisteskrankheit ist, die in einem pathologischen Organbefund ihren Ursprung hat, wie es das geltende Recht für die Zubilligung des strafausschließenden § 51 fordert. Am Ende bescheinigte die Sachverständige Lehnert noch, daß er sich allen psychiatrischen Untersuchungsverfahren, die es im deutschen Sprachraum gibt, gutwillig und aufgeschlossen unterworfen habe und für Wissenschaft und Forschung ein hochinteressanter Fall gewesen sei.
Das Gericht war aber so klug wie grad zuvor . . .
Frau Renate Göltz' Chef, Professor Dr. Dr. Helmuth Ehrhardt, Leiter des Gerichtsmedizinischen Institutes der Universität Marburg, bescheinigte Lehnert ebenfalls einen pathologischen Vaterkomplex und eindeutige neurotische Störungen, ließ aber deutlicher als seine Assistentin erkennen, daß er Lehnerts Behauptung, sich an nichts erinnern zu können, für faulen Zauber halte: Ein „Verdrängungsprozeß" lasse sich zwar nicht völlig ausschließen, aber die Wahrscheinlichkeit, daß Lehnert mehr weiß, als er sagt, sei größer. – Böse Vorwürfe der Presse mußte Ehrhardt aber über sich ergehen lassen, weil er in seiner Gesamtbeurteilung Lehnert „als ein typisches Produkt unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung" charakterisierte. Die „Stuttgarter Zeitung" schrieb ihm ins Stammbuch, es sei doch sehr bedenklich, wenn ein Professor der Psychiatrie auch nur andeutungsweise unterstelle, die freiheitlich-demokratische Gesellschaftsordnung begünstige die Kriminalität.
Ohne politisch anzuecken konnte als dritter Sachverständiger Professor Franz Petersohn aus Mainz sein Gutachten über die Obduktion der Leiche Timo Rinnelts erstatten. Er hielt es für möglich, daß Timo Rinnelt erdrosselt wurde, konnte aber nicht ausschließen, daß die entsprechenden Spuren am Hals der Leiche genausogut auf andere Weise entstanden waren. Selbst einen natürlichen Tod Timos durch Herzschlag vermochte er nicht vollends außer acht zu lassen, als ihn Lehnerts Verteidiger eindringlich danach fragte. „Nach so langer Zeit läßt sich überhaupt nichts mehr mit jeden Zweifel ausschließender Gewißheit feststellen", beendete er resignierend seinen Vortrag.
Kurz vor Ende der Beweisaufnahme schien damit die Mordanklage wie ein Kartenhaus eingestürzt zu sein. Aller Aufwand an Zeugen und Sachverständigen konnte nicht darüber hinwegtäuschen.
Worum es in diesem Prozeß eigentlich ging, wurde den Zuhörern erst wieder bewußt, als der Vater des ermordeten Jungen seine Zeugenaussage machte. Die ganze fürchterliche Tragik dieses Falles wurde deutlich, als der dreiundvierzigjährige Kunsthändler Joachim Rinnelt den Saal betrat. 182 Kinder waren vor seinem Sohn in Westdeutschland umgebracht worden, aber niemals waren die betroffenen Eltern so lange Zeit über das Schicksal ihrer Kinder im Ungewissen geblieben wie die Rinnelts. Drei Jahre lang hatte der Mörder ihres Sohnes in Abständen immer wieder bei ihnen die Hoffnung geweckt, der vermißte Junge könnte doch noch am Leben sein und irgendwo gefangengehalten werden. Selbst die Polizisten im Gerichtssaal wischten sich verstohlen die Augen, als Rinnelt von diesen unaufhörlichen Erpressungsversuchen des Angeklagten berichtete. Betreten sahen auch die anwesenden Kriminalbeamten zu Boden, als Rinnelt sehr beherrscht erzählte, wie oft er und seine Frau erst die Polizisten und dann den Chef der Kriminalpolizei, von Seydlitz, darauf hingewiesen hatten, daß der seinerzeit im gleichen Hause, über ihnen, wohnende Lehnert der Täter sein könnte, weil er sich seit Timos Verschwinden ihnen gegenüber so auffällig verändert verhalten hatte.
Es war verständlich, daß die Familie Rinnelt nun besonders verbittert war. Unverständlich war hingegen, daß nur die kleinen subalternen Ermittlungsbeamten im Prozeß von den wütenden Zuhörern gedemütigt wurden. Sie traf am Versagen der Polizei die wenigste Schuld. Den Hinweisen der Eltern waren sie pflichtgemäß nachgegangen. Sie hatten Lehnert verhört, seine Wohnung durchsucht und wohl oder übel die Ermittlungen einstellen müssen, weil die Millionärsfamilie Huck, wissend, daß Lehnert der Mörder war, ihn durch ein falsches Alibi gedeckt hatte, vor allem auch, weil den höheren Dienststellen bei der Auswertung des von ihnen zusammengetragenen Beweismaterials offenkundige Fehler unterlaufen waren. Bei der graphologischen Überprüfung der Erpresserbriefe Lehnerts hatten die Experten trotz mitgelieferten Vergleichsmaterials nicht herausgefunden, daß die Briefe von Lehnert geschrieben waren. Die Blutgruppenuntersuchung des Speichels, mit dem das Kuvert zugeklebt worden war, wurde gleichermaßen fehlerhaft durchgeführt. Alle weiteren Recherchen gegen den Hausfreund der Familie Huck untersagte Kripochef von Seydlitz persönlich, um den Ruf des bekannten und einflußreichen Verlegers nicht zu gefährden. Im Prozeß wurde Seydlitz nicht verhört; dort mußten seine Untergebenen für ihn die Haut zum Markte der öffentlichen Beschimpfungen tragen.
Soviel kriminalistische Pannen auf einmal lassen außerdem auch beträchtliche Zweifel aufkommen, ob es wirklich unbeabsichtigt war, ob es nur Fehler waren, die die Aufklärung des Verbrechens letztlich verhinderten.
Das Urteil des Schwurgerichts tat ein Übriges: Klaus Lehnert wurde zwar am 7. August wegen Mordes an Timo Rinnelt zu „Lebenslänglich Zuchthaus" verurteilt, doch die Hintergründe des Falles blieben weiter im Dunkeln. Wohl um den Skandal, der die breite Öffentlichkeit empörte, nicht noch größer zu machen, setzten sich die Richter über alle Zweifel der Beweisführung hinweg. „Wir brauchten hier kein Tatmotiv, es genügte uns das Eingeständnis des Angeklagten, daß er mit dem drei Jahre später tot aufgefundenen Jungen im Keller war. Nur er kann ihn dort durch Erwürgen oder Erdrosseln getötet haben. Das konnte Lehnert nur, weil er die Arg- und Wehrlosigkeit seines Opfers ausnutzte. Er tötete also heimtückisch und war deshalb wegen Mordes zu verurteilen . . ." hieß es in der Urteilsbegründung.
Zweifellos hat Lehnert damit seine gerechte und verdiente Strafe erhalten, doch man muß kein Prophet sein, um vorauszusagen: Lange wird das Urteil nicht bestehenbleiben. Lehnerts Verteidiger Bauer kündigte sofort Revision an, und es ist zu fürchten, daß er damit Erfolg haben wird. Obgleich auch die Begründung logisch und einleuchtend erscheint, setzt sie doch allzu kühn an die Stelle nicht erbrachter Beweise subjektive Schlußfolgerungen.
Den größten Trumpf für ein Revisionsverfahren lieferte dem Verteidiger wieder die Presse. Noch ehe der Gerichtsvorsitzende das Urteil im Schwurgerichtssaal zu verlesen begann, verteilten vor dem Gerichtsgebäude schon Zeitungsboten kostenlose Extrablätter, die verkündeten, was nach dem Gerichtsverfassungsgesetz und der Strafprozeßordnung noch niemand außerhalb des Beratungszimmers wissen durfte: „Lebenslänglich Zuchthaus für Klaus Lehnert wegen Mordes!" Ein Mitglied des Gerichts mußte die Presse vorzeitig informiert haben, hatte damit das strenge Beratungsgeheimnis gebrochen. Einen besseren Revisionsgrund dürfte es kaum geben.
Nach allem, was im Falle Rinnelt schon geschehen ist, kann man auch hier nur erneut fragen: „War das auch wieder nur ein Versehen?"

ENDE

Gepflegt und schön

Alvilan, eine Serie hochwertiger Wirkstoffpräparate mit dem zellregenerierenden Wirkstoff Allantoin. Spendet der Haut tiefenwirksame Feuchtigkeit, erneuert und aktiviert die Hautzellen, verjüngt die Haut und erhält sie glatt und geschmeidig.

VEB Berlin Kosmetik
DAS HAUS IM DIENSTE DER SCHÖNHEIT
104 BERLIN,
ANKLAMER STRASSE 38

Gegen Einsendung des Alvilan-Zeichens erhalten Sie kostenlos unseren ausführlichen Prospekt. ZIB 42/68

Alvilan®

WOCHENEND magazin zb

Anne Gregor

Ich habe keinen Respekt vor mir

Es gibt nichts Nervenzerschleißenderes, als mit einem Menschen freundlich auszukommen, dessen Anordnungen man befolgen müßte und es meistens doch nicht tut. Besonders dann, wenn man mit ihm beständig, jeden Tag und jede Nacht, zusammenlebt. Ich weiß nicht, wie es andere machen ...

Rrrrrr – klingelt zum Beispiel morgens der Wecker. Ich wache auf, stückweise, erst mit dem einen Auge, dann mit dem anderen, dann mit dem Rest.
„Komm", sage ich seufzend zu mir, „es tut mir ja leid, aber du mußt aufstehen!"
Ich bleibe dennoch liegen.
Darauf versuche ich es mit List. „Komm", locke ich mich, „du darfst dir auch eine schöne Tasse Mokka aufbrühen!"
Ich bleibe trotzdem liegen.
Da werde ich energisch und trommle mit den Fingern gegen den Nachttisch. „Also los! Du weißt, die Gymnastik dient deinem Kreislauf. Und deine Taille rundet sich auch schon mehr nach außen als nach innen. Allez hopp!"
Aber auch die Energie und das Hopp helfen nichts. Erst als der Wecker unwiderruflich die letzte Minute anzeigt, in der es noch möglich ist, nicht zu spät ins Institut zu kommen, taste ich mich gequält mit einem Bein aus dem Bett. Für Gymnastik und so ist es natürlich längst zu spät.
Aber einige Zeit danach bin ich ernstlich gezwungen, meinen Kreislauf in ärztliche Behandlung zu geben. „Treiben Sie unter anderem morgens Gymnastik!" verordnet mir der Arzt.
Ich nicke gehorsam. Und von da an hüpfe ich morgens beim ersten Klingeln des Weckers pflichtbewußt auf den Bettvorleger und renke mir rhythmisch die Glieder aus. Weil es der Arzt gesagt hat. Denn vor mir selber habe ich ja – Gott sei's geklagt – nicht den geringsten Respekt.
Dies nur ein Beispiel, aber in anderen Dingen ist es leider genauso. „Ich sehe in quergestreiften Röcken nicht gut aus", sage ich mir, wenn ich vor dem Spiegel stehe, ehrlich ins Gesicht. Doch wie selbstverständlich kaufe ich mir trotzdem ein solches hochmodernes Kleidungsstück und trage es mit Begeisterung. Bis meine beste Freundin sagt: „Du, quergestreifte Röcke stehen dir aber gar nicht!" Da lasse ich einsichtsvoll die Mundwinkel hängen und schenke den Rock weg. Warum habe ich nicht gleich auf mich gehört? Es ist immer wieder die alte Leier: Ich habe keinen Respekt vor mir.
Im Grunde bin ich ein freundlicher, umgänglicher Mensch. Aber ich muß offen zugeben: Ich könnte viel besser und vernünftiger sein, wenn ich nur mehr auf mich hören würde. Nicht jeder hat einen so klugen Ratgeber, wie ich es bin. Aber was nutzt das schon? Ich belüge und betrüge mich schamlos oder leiste sogar offenen Widerstand. Ich nutze meine Gutmütigkeit aus, ja, ich habe

tatsächlich jeden Glauben an mich verloren.
Es kommt vor, daß sich am Himmel dicke Wolken zusammenballen und ich in meinem dünnsten Kleid ohne Schirm bereits von den ersten Wirbelwindstößen durch die Straßen gejagt werde. Dann sage ich mir natürlich, daß es gleich regnen wird. Aber trotzdem muß ich blöderweise einen Mitmenschen fragen: „Glauben Sie, daß es regnen wird?" Wenn er dann ja sagt, bin ich beruhigt und glaube es wirklich.
Es ist nicht zu fassen, aber mein Herz hopst in Freudensprüngen, wenn meine Schneiderin heuchlerisch säuselt: „Nein, was Sie doch wieder schlanker geworden sind ... !" Und das im Angesicht der bewiesenen Tatsache, daß ich haargenau sieben Pfund zugenommen habe. Gibt es wohl einen heilloseren Jammer, als solches über sich selbst selbst sagen zu müssen? Ich habe eine Zeitlang ernstlich daran gedacht, die diplomatischen Beziehungen zu mir abzubrechen. Ich habe mich tief verachtet, ja verabscheut, und mir morgens und abends endlose Predigten über meinen Unwert gehalten. Vielleicht hätte diese Methode auch schließlich kleine Erfolge erzielt ...
Aber gerade da mußte mir eines Tages ein Wesen von männlich schwachem Verstand in die Ohrmuschel raunen: „Ach – Sie sind eine bewundernswerte, entzückende Frau!" Und aus war's! Ich habe sofort wieder ihm geglaubt und nicht mir, obwohl ich doch weiß, daß ich's besser weiß.
Seit vorgestern lese ich nun eine hoffnungsvolle Lektüre: „Erziehung der Schwererziehbaren". Vielleicht, daß ich auf diesem Wege ... (Die Prügelstrafe ist ja zum Glück abgeschafft, so brauche ich mir dabei wenigstens nichts anzutun.) Aber halt ... ! Da bin ich gerade auf den Satz gestoßen: „Wichtig ist es vor allem, daß der Zögling den Erzieher nicht durchschaut." Peng! Zerplatzt ist auch die neuste Seifenblase meiner Hoffnungen. Ich durchschaue mich ja ganz infam!
Also wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben, als den Rest meines Lebens weiter duldend in meiner unwürdigen Gesellschaft zu verbringen, mich weiter zu betrügen und mir niemals zu gehorchen. Aber dennoch – ja, und das ist gewiß die allergrößte Schande –: Im Grunde hab ich mich trotz allem furchtbar gern. Ich möchte mich nie von mir trennen und tue mir zuliebe, was nur irgend geht. Ist das nicht völlig unbegreiflich und inkonsequent?
Ich möchte furchtbar gerne wissen, wie andere Leute so mit sich zu Rande kommen ...

Foto: Friedemann

„Keine Angst vor großen Tieren!“

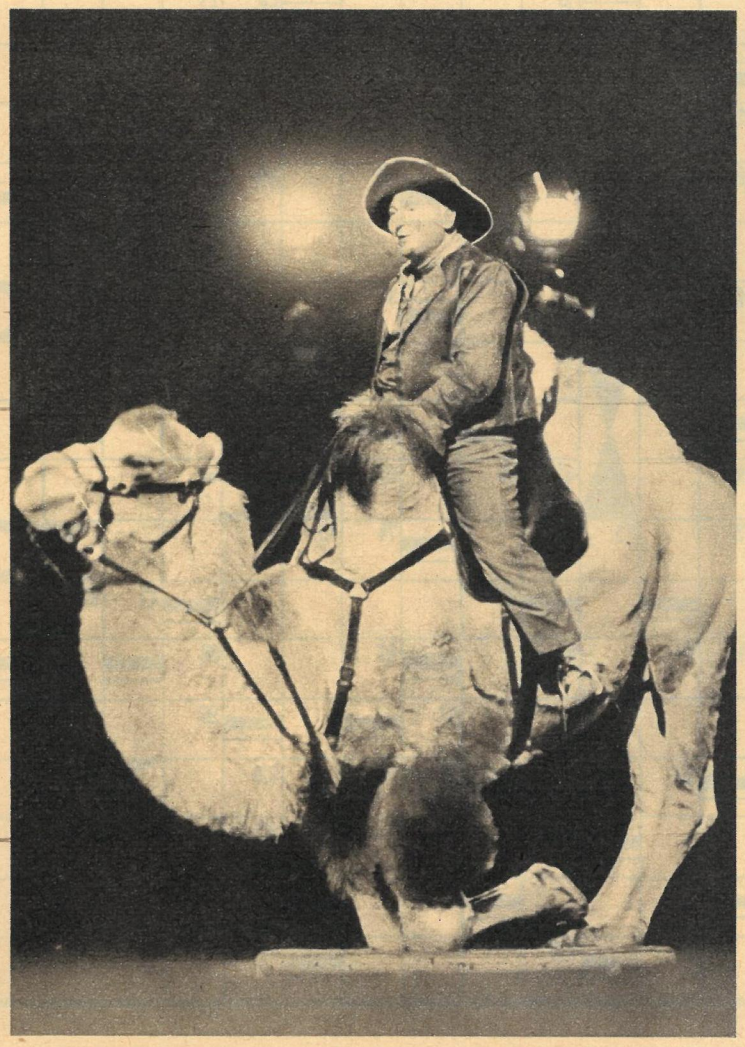
Vorsicht – noch wissen Sie nicht, wessen Angst und welche großen Tiere gemeint sind. Schließlich könnte es ja sein, daß die bekannten Dresdner Künstler . . . , doch lassen wir das. Die Löwen und auch die anderen großen Tiere des Zirkus Busch waren auf alle Fälle viel ruhiger als ihr Direktor. Na ja, so eine „Nacht der Prominenten“ hat man nicht alle Tage, und wer als Künstler seine Bretter, die die Welt bedeuten, für einen Auftritt mit den Sägespänen der Manege tauschen will, der muß schon etwas präpariert sein. Das heißt natürlich nicht, daß dabei mit „doppeltem Boden“ gearbeitet wurde. Das Zittern von Reinhold Stövesand im Löwenkäfig zum Beispiel war fast echt, die Hohe Schule von Rolf Hoppe auf dem Kamel eine meisterliche Darbietung, und von Richard Stamm, der ein Fußballspiel zweier Hundemannschaften leitete, könnte so mancher Schiedsrichter noch etwas lernen. Alles in allem also eine gelungene Veranstaltung zugunsten des Solidaritätsfonds für Vietnam.

Fotos: Buschmann / Text: Fischer

Wer vom Ballett eine klassische Darbietung oder gar einen „Pas de deux“ erwartet hatte, mußte sich auf Turbulenz umstellen. Schließlich war man ja im Zirkus. Die ohnehin schon stürmischen Wogen gingen hier, fast am Ende dieser langen Nacht, noch einmal ganz besonders hoch.

Daß Rolf Hoppe vom Reiten etwas versteht, ist zwar hinreichend bekannt, daß er jedoch in allen Sätteln gerecht ist, bewies er mit seiner Hohen Schule auf dem Kamel. Ein Tip für die DEFA: Wie wäre es mal, an Stelle von Indianern und Pferden, mit Beduinen und Kamelen?

„In fünf Minuten ist alles vorbei“, tröstete sich und das Publikum Reinhold Stövesand, der seine Rolle im Löwenkäfig sehr glaubhaft machte. Die fünf Minuten jedoch weiteten sich ebenso aus wie das ganze Programm, das über vier Nacht- oder besser Morgenstunden ging. Richard Stamm, der auch als Mister Doolittle zu höchster Form auflief, konnte sich und „seine“ Fußballhunde fast nicht mehr bremsen.



Helga Schulze-Margraf hat sicher mit den zum Kostüm gehörenden Rollschuhen geflirtet, aber dann doch lieber darauf verzichtet. Renate Blume (unten) fühlte sich bei der Vorführung des Känguruhs auf festem Boden doch weit sicherer als vorher im Sattel, von dem sie die Exoten dirigierte.

Aus einem Schüleraufsatz:

Königin der Nacht

Der Kaktus ist grammatikalisch betrachtet männlich. Er kann aber auch weiblich sein. Dann aber heißt der Kaktus nicht Kaktus sondern Kaktee. In der Mehrzahl vereinigen sich beide Geschlechter und dann muß man richtig Kakteen sagen und nicht etwa Kaktusse. Es gibt 1500 Arten Kaktusse. Sie haben kugelförmige, säulenförmige usw. Sprossen. Die Sprossen sind warzig und sukkulent, wo soviel wie Saftfülle heißt. Weiter haben die Sprossen eine dicke Haut und manchmal starken Haarüberzug. Blätter hat der Kaktus keine, weil sie zu Dornen sich umbüldeten. In der Regel werden die großen strahligen Blüten von Faltern oder Kolibris, welche letzteren Vögel sind, bestäubt. Die aus dieser Tätigkeit stammende Frucht ist eine Beere. Für die Kaktusse muß es trocken und heiß hergehen. Sonst gedeiht er ebens in seiner Umgebung nicht. Der Kaktus ist die Charakterpflanze von Mexiko und den Anden, welche die Sächsische Schweiz sozusagen von ganz Südamerika sind. Manche Arten haben aber auch saftige Früchte, die wie Obst sind, blos, daß sie ebens von den Kaktussen sind und nicht vielleicht eine Apfelsorte, wie die graue Renate eine darstellt. Andere Kaktusarten können auch Zäune bilden, die man in einem solchen Falle als lebendige

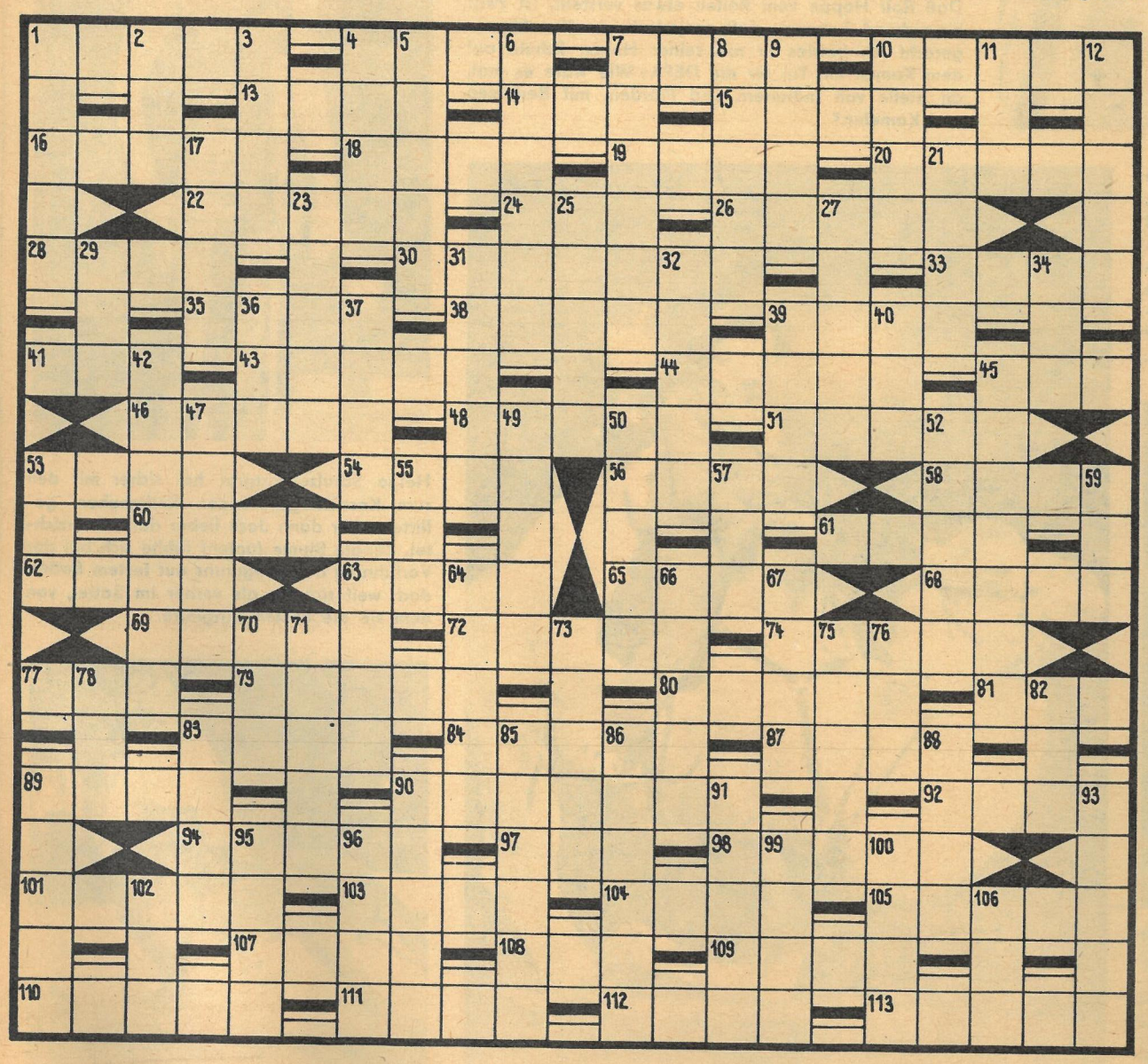
Zäune bezeichnet. Zu Holz gewordene Teile vom Kaktus kann man wie Holz zum bauen nehmen oder gleich verbrennen. Viele Kaktusse sind aber dagegen Zimmerpflanzen. Sie heißen Igelkaktus, weil der auch Stacheln hat oder Blattkaktus, weil sie ebens keine richtigen Blätter nicht haben oder Königin der Nacht, was ich nicht weiß warum. In ihren Ansprüchen sind die Kaktusse verschieden. Manche wollen mineralische Erden von krümeligem Aussehen und einen Stand, auf den die Sonne scheint. Andere vertragen nur halb soviel Sonne und gedeihen fröhlich, wenn es feucht ist. Ja, auch im Winter wollen sie Feuchtigkeit. Samen oder Stecklinge sind für die Vermehrung der Kaktusse verantwortlich. Einen solchen Kaktus kann man überall in der Wohnung haben. Die Kaktee ist sehr schön, oder, um mit meinem Vater zu sprechen, ästhetisch. Aber wenn man ihn in die Hand nimmt, stachelt er und seine Dornen können in der Hand stecken bleiben und dann sehen es die anderen, das man eine Kaktee in der Hand gehabt hat. So eine Kaktee in der Hand bringt Freud und Leid und zeigt, daß auch die Medaille vom Kaktus ebens auch zwei Seiten hat. Für die Kaktusse muß man ein richtiger Liebhaber sein. Vater wollte zu Hause Kakteen haben, aber es kostet ihm zuviel Geld, wie meine Mutter ausgerechnet hat. Da wir also keine Kaktusse haben, weiß ich auch nicht soviel wie andere. Deshalb bin ich jetzt am Ende zum Schluß gekommen.

Wolfgang Winkler

Foto: Gaul

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. bedeutender Theoretiker der Staatsrechtswissenschaft († 1963), 4. griechisches Gebirge, 7. Laubbaum, 10. Planet, 13. Maifisch, 14. Schiffsteil, 15. landwirtschaftliches Gerät, 16. Koralleninsel, 18. italienischer Fluß, 19. Bühnenrolle, 20. Unpaarhufer, 22. Vater der deutschen Schauspielkunst († 1778), 24. arbeitstechnischer Begriff (Abkürzung), 26. englische Schriftstellerin († 1880), 28. größter lebender Hirsch, 30. südamerikanische Republik, 33. Angehöriger eines iranischen Volkes, 35. Birkengrün, 38. Reisbranntwein, 39. Stengel der Gräser, 41. Laufvogel, 43. Bund, Vereinigung, 44. größtes Waldgebiet der Erde, 45. orientalische Kopfbedeckung, 46. konzentriert gebündelter Lichtstrahl, 48. Göttin der Jugend, 51. Donauinsel, 53. westrumänische Stadt, 54. weiblicher Vorname, 56. Eirund, 58. Staat in Vorderasien, 60. Ziffer, 61. oberitalienische Provinzhauptstadt, 62. Trugbild, 63. saudiarabische Provinz am Roten Meer, 65. Bühnen- und Konzertsänger der DDR, 68. englischer Adelstitel, 69. Sternbild, 72. Gebärde, 74. Stadt im Bezirk Magdeburg, 77. Pelzkragen, 79. chemisches Element, 80. südalbanische Stadt, 81. Gepräge, Eigenart, 83. finnische Lyrikerin († 1944), 84. Amaryllisgewächs, 87. sowjetisches Mittelgebirge, 89. deutscher Physiker, Nobelpreisträger († 1960), 90. kleine Pelztiere, 92. Nebenfluß der Donau, 94. holländischer Maler († 1656), 97. nordische Hirschart, 98. Turnerabteilung, 101. Haustier, 103. Gesetz, Verordnung, 104. Würzkraut, 105. Hülsenfrucht, 107. Laubbaum, 108. Getränk, 109. Angehöriger einer SSR, 110. Gutschein, 111. altes Längenmaß, 112. Bronzeblasinstrument, 113. Teil der Bootsausrüstung.



Senkrecht: 1. Abschnitt, Zeitpunkt, 2. Männername, 3. Baumaterial, 4. Hauptstadt eines europäischen Staates, 5. Reinigungsmittel, 6. Hochschulreife, 7. Republik in Ostafrika, 8. Längenmaß, 9. Mitautor des Fernsehfilms „Begegnungen", 10. Einspruchsrecht, 11. Wirtschaftspolitik der Übergangsperiode (Abkürzung), 12. Bewohner der Lausitz, 17. Erdart, 21. kleinstes Teilchen, 23. bedeutender deutscher Dichter († 1856), 25. Schweizer Kanton, 27. vollkommen ausgebildetes Insekt, 29. polnischer Schriftsteller, 31. Halbinsel im europäischen Teil der RSFSR, 32. Buchformat, 34. französischer Schriftsteller († 1857), 36. Begriff beim Fußballsport, 37. Inselstaat (landessprachlich), 39. amerikanischer Arbeiterdichter und -sänger († 1915), 40. Magenferment, 42. bedeutende sowjetische Primaballerina, 45. lebhafter böhmischer Volkstanz, 47. Gneisgruppe der Westalpen (Schweiz), 49. Trockenvorrichtung, 50. Mündungsarm der Wisła, 52. Süßwasserfisch, 53. arabischer Männername, 55. Vorgebirge, Berg, 57. Papageienart, 59. afrikanischer Strom, 63. Urbevölkerung der Philippinen, 64. Männername, 66. Begriff der Buchführung, 67. Vulkan in Tansania (Ostafrika), 70. Scheuersand, 71. klassizistischer deutscher Baumeister († 1800), 73. Nebenfluß der Elbe, 75. Getreidebündel, 76. griechischer Buchstabe, 78. Nebenfluß der Wolga, 82. japanische Währungseinheit, 83. meist künstlich bewässerte Fruchtebenen in Spanien, 85. Getreideart, 86. niederländischer Dichter und Dramatiker († 1679), 88. Kreisstadt in Niedersachsen, 89. ungarischer Komponist des 19. Jahrhunderts, 90. Verwandter, 91. 93. Sportgerät, 95. Wärmespender, 96. Nachtvogel, 99. Harzflüßchen, 100. Haltetau, 102. polnisches Seebad, 106. Kurort.

Probleme

Sie lagen am Ostseestrand, der von der Kurverwaltung als FKK-Strand bezeichnet wird, ansonsten aber schlicht „Kamerun" heißt. Die Sonne strahlte mit zehn Billionen Kilowatt und machte allen alles knusprig braun.
Plötzlich gellte eine ungeahnte Vokalaneinanderreihung aus tiefster Nudistenkehle. „UUUAAAUUUU!" – der Warnruf der Nackedeis. Alles eilte ins blößeverdeckende Wasser oder hinter schützende Dünen. Nur zwei, ein junges Mädchen und ein ebensolcher Mann, blieben schlafend am Strand und erwachten erst, als zwei bekleidete Fremdkörper an ihnen vorübergingen. Die Überraschten griffen hastig nach ihren Handtüchern. Der Mann legte es dorthin, wo früher wohl mal das Feigenblatt seine Aufgabe erfüllt haben mag. Das Mädchen verdeckte mit dem ihren das Gesicht.
Die beiden Bekleideten waren schon ein weites Stück Weges gegangen, unterhielten sich aber immer noch darüber, wer wohl schamhafter ist: ein Mann oder eine Frau.

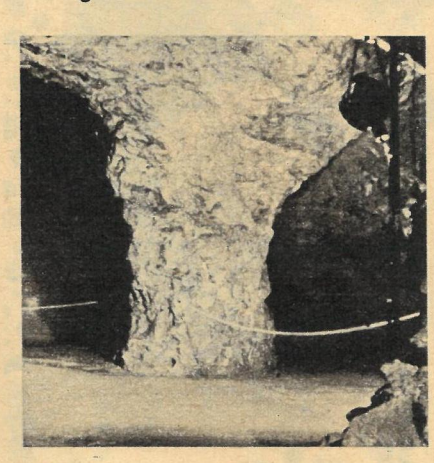
Beobachtet und aufgeschrieben
von Günter Jugelt

WOCHENEND magazin

Ein Wandertip von Jürgen Fuchs und Heinrich Fischer aus Karl-Marx-Stadt

Kennen Sie schon diese „Dome"?

Die Sächsische Schweiz, die Ostsee, ja vielleicht das Schwarze Meer haben Sie bereits besucht. Doch – hörten Sie schon einmal von den Rabensteiner Felsendomen? Dieses unterirdische Felslabyrinth ist ein beliebtes Ausflugsziel nicht nur der Karl-Marx-Städter. Da die Felsendome nach längerer Instandsetzungspause nun wieder für alle Besucher zugängig sind, sollte man ihnen einen Rundgang unter Tage widmen. Noch 1907 arbeiteten in diesem alten Kalkbergwerk – 1375 erstmals urkundlich erwähnt – 20 Bergleute und am nahen Kalkofen zehn Kalkbrenner. Seit 1936 ist es Schaubergwerk. Zwischendurch, im zweiten Weltkrieg, war es Zufluchtsort der Bevölkerung vor dem Bombenhagel der anglo-amerikanischen Flieger. Dem Fleiß der Einwohner Karl-Marx-Stadts, die viele NAW-Stunden leisteten, ist es zu danken, daß die ausgedehnten Stollen heute wieder mühelos begehbar sind. Die gotischen Hallen, die mächtigen Säulen und die kristallklaren Seen begeistern den Besucher immer wieder. Im Winter verwandelt sich das alte Kalkbergwerk bei länger anhaltenden Minusgraden in ein märchenhaftes Zau-



Sommer wie Winter ein romantischer Spaziergang unter Felsendomen: Die Rabensteiner Felsendome. Unser Bild zeigt den Eingang.

berreich aus Eis. Sie werden von der Roten, Grünen und Blauen Grotte einen überwältigenden Eindruck mit nach Hause nehmen. Vom Karl-Marx-Städter Stadtzentrum sind es bis zu den Rabensteiner Felsendomen etwa acht Kilometer (gute Busverbindung). Motorisierte benutzen die Autobahn Karl-Marx-Stadt–Plauen bis zum Rastplatz „Rabensteiner Felsendome".

Dienst am Kunden?

„Daß die Redaktion keine Namen und Anschriften von den Mädchen vermittelt, die auf den Farbfotos im Wochenend-Magazin zu sehen sind, ist sehr bedauerlich. Nennen Sie das etwa Dienst am Kunden? Rainer K., Pritzwalk." – Sie sind uns schon ein rechter Kunde!

„Hör mal, Waldmann, wenn Ingrid den Pilzkopf nimmt, dann schäme ich mich auch nicht mit dir und deinen Dackelbeinen."
Foto von Winfried Mann aus Gera

Wie macht man Räucheraal?

Nichts einfacher als das, meint unser Leser Siegfried Kunze aus Jeßnitz. Hier ist sein Tip für die Herstellung der allseits beliebten Delikatesse: „Räucheraal ist nicht sonderlich schwer herzustellen. Was gehört dazu? Ein bißchen Glück, und schon hängt ein Dreipfundaal an der Angelschnur. Ein altes Tonrohr wird

zum Räucherofen, und bald kann man sagen: Guten Appetit!" So einfach ist das also. Dennoch möchten wir in unserem Leserkreis einmal rundum fragen: Haben Sie vielleicht einen noch besseren Tip parat?

Können Sie nicht mal . . .?

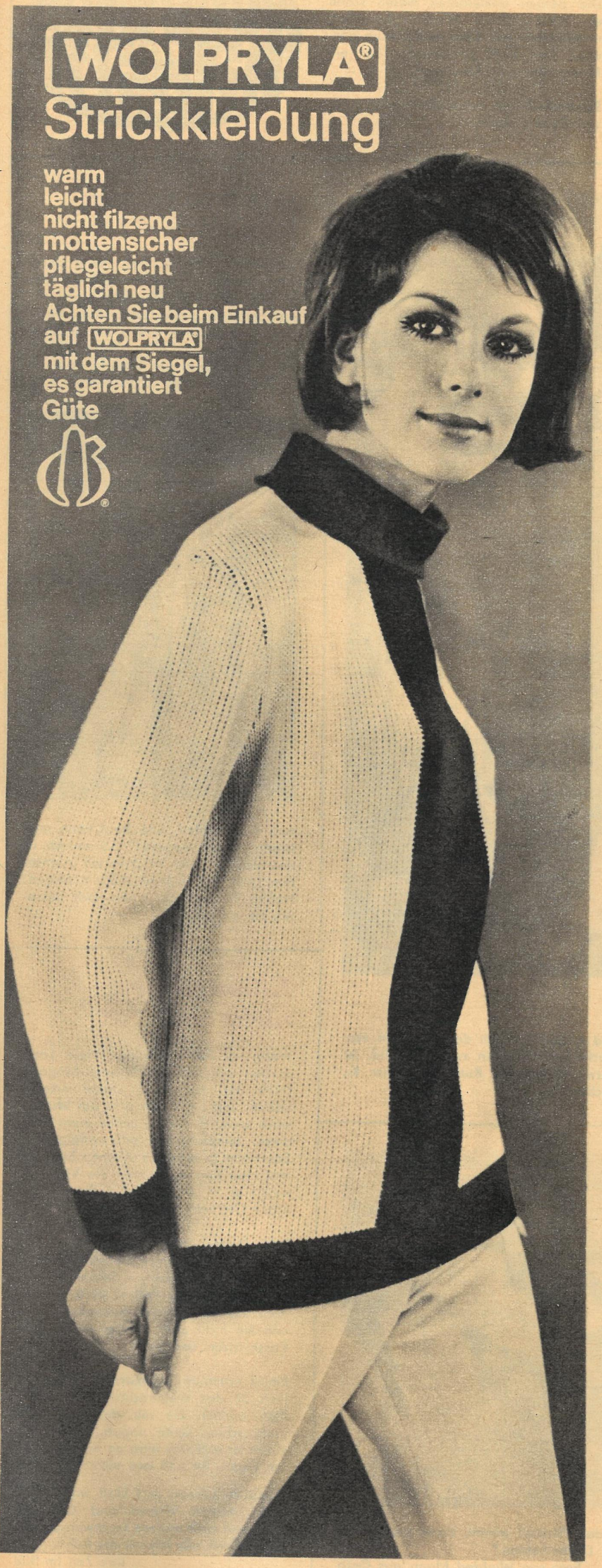
Wolfgang Röse, Leipzig: Viele Leser werden sicherlich im Sommer-Magazin (Heft 34) die junge Dame erkannt haben, und bei vielen wird der Wunsch wach geworden sein, etwas mehr über diese sympathische und erfolgreiche Sportlerin zu erfahren. Können Sie nicht mal eine Reportage über die Vizeweltmeisterin in der künstlerischen Gymnastik Ute Lehmann veröffentlichen?

Ruth Dinter, Dresden: Wenn Artikel über Tiere oder gute Tierfotos in Ihrer Zeitschrift erscheinen – leider ist das viel zu selten der Fall –, so begeistert mich das immer ganz besonders. Können Sie nicht auch einmal etwas über Rassekatzen berichten?

Heinz Krumnow, Wismar: Sie haben in Heft 36 das Weihnachtsfest angekündigt. Können Sie mir dann vielleicht auch schon heute sagen, wann Silvester ist und was man an diesem Tage am besten tut und was nicht?

Natürlich können wir! Und wir werden nach bestem Wissen und Gewissen diese und viele andere Leserwünsche erfüllen. Doch alle hübsch der Reihe nach.
Ihre Zeit im Bild

Wenn's kühler wird



Warenzeichenverband für Kunststofferzeugnisse der DDR-e.V., Rudolstadt/Thür.

47 Milliarden Mark Spareinlagen !
Sichere und zuverlässige Verwaltung Ihrer Spareinlagen. Individuelle Beratung in Ihren persönlichen Geldangelegenheiten bei den Sparkassen und Banken der DDR

DEWAG BERLIN

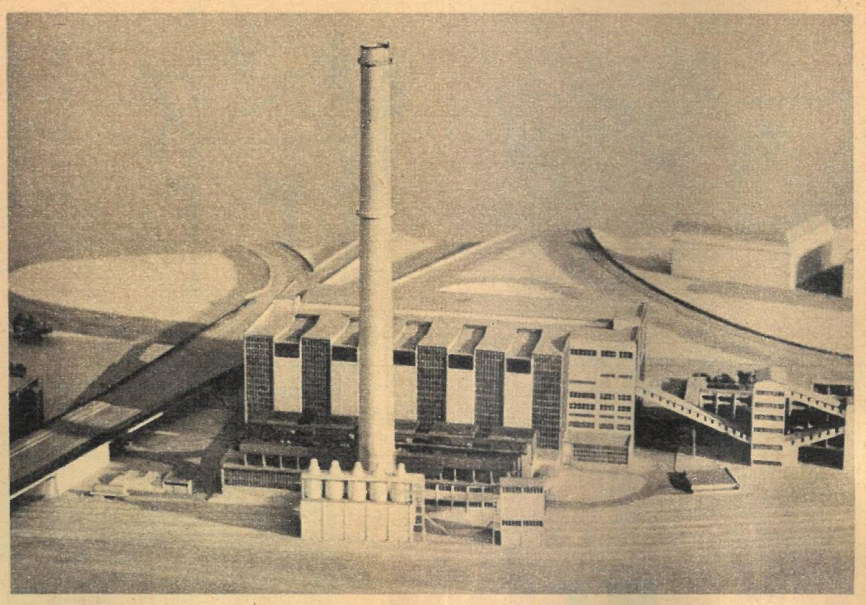
SPARWOCHEN 1968

Alle verwenden Seife . . .
. . . weil sie für die Körperhygiene unentbehrlich ist.

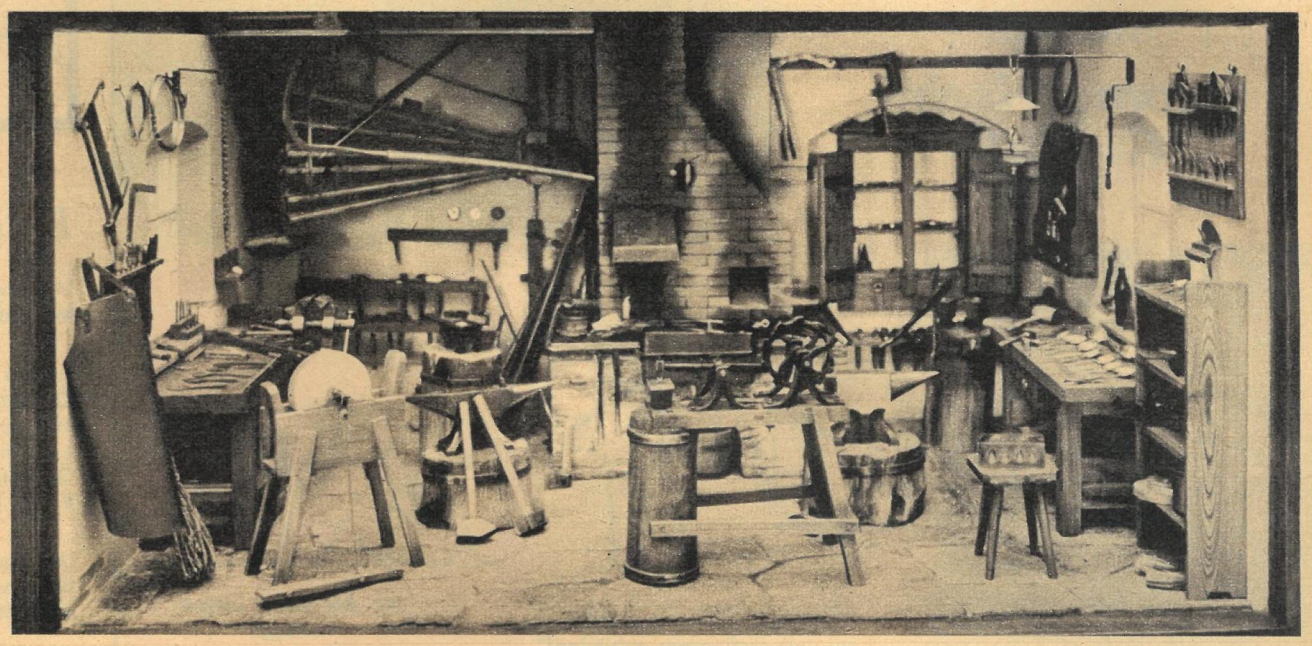
RIWA

Unsere riana-Luxusseife ist ein Spitzenerzeugnis. Die angenehme Parfümkomposition und der Zusatz des hautpflegenden Hamamelis zeichnen sie im besonderen Maße aus.

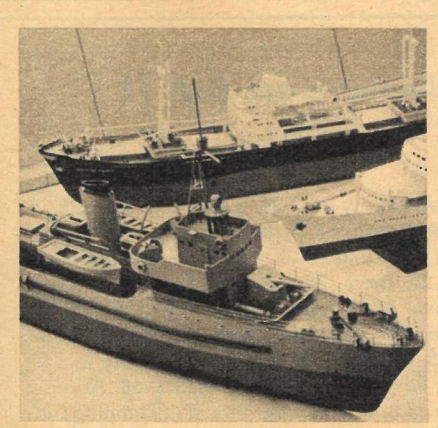
KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA
– Betrieb der Erzeugnisgruppe Seife –



Die Welt en miniature



Was haben ein sechsjähriges Mädchen und ein zehnmal so alter Architekturprofessor gemeinsam? Etwas sehr Wesentliches: Beide beschäftigen sich mit Modellen und gewinnen dabei neue Erkenntnisse. Daß das einmal die Puppenstube ist und zum anderen eine ganze Stadt aus Gips oder Plast, ändert nichts an der Tatsache (und das Mädchen ist im Spiel genau so ernsthaft bei der Sache wie der Herr Professor bei seiner Forschung). Anstelle der beiden könnte auch der Lehrer stehen, dem Modelle bei der polytechnischen Erziehung unschätzbare Dienste leisten, oder der Kaufmann, der anstelle riesiger Maschinen oder ganzer Anlagen Modelle auf ausländische Messen schickt, kurz: Modelle sind uns in allen Bereichen unentbehrlich. Sie lassen längst Vergangenes besser als jede Beschreibung oder zweidimensionale Abbildung erkennen (wer kennt nicht die beliebten Zinnfiguren-Dioramen?). Ein Kabinettstück so anschaulicher Darstellung besitzt das Staatliche Museum für Volkskunst in Dresden mit seiner alten Löffelschmiede (alle die millimetergroßen Werkzeuge sind voll funktionstüchtig!), die eine mühselige, längst überholte Produktionsweise überzeugend demonstriert. Andererseits: Wer war schon einmal in einem Atomkraftwerk? Wieviel Menschen bekommen das Original eines künstlichen Erdsatelliten zu sehen? Ihr Funktionieren können nur Modelle Tausenden verständlich machen. Schon das Anschauen oder Hantieren mit Modellen verhilft uns also zu neuen Erkenntnissen. Besser ist natürlich, selbst Modelle zu bauen. Modellbau – ernsthaft betrieben – ist nicht einfach Nachbau; er zwingt zum Durchdenken funktionaler Zusammenhänge und zu ästhetischen Entscheidungen. Daß man sich dabei solide handwerkliche Kenntnisse aneignen muß, versteht sich von selbst. Dann kann sich das Ergebnis vielstündiger Präzisionsarbeit aber auch sehen lassen, wie beispielsweise das ferngesteuerte Modell eines Kreuzers, das ein mit drei Personen besetztes Schlauchboot über die weite Wasserfläche des berühmten Waldstrandbades Großschönau zog.



Fotos: E. Buschmann(4), S. Hanke

Kennen Sie sich aus?

Zum DDR-Olympiaaufgebot gehört auch diese achtzehnjährige Läuferin aus Rostock (Foto: Startnummer 641). Sie ist mehrfache Spartakiadesiegerin und gewann vor wenigen Wochen bei den Europäischen Juniorenspielen in Leipzig eine Goldmedaille.

Nennen Sie den Namen der Sportlerin und die Disziplin, in der sie in Mexiko starten wird.

Senden Sie bitte Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort DDR-Quiz 42) bis zum 18. Oktober 1968 an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

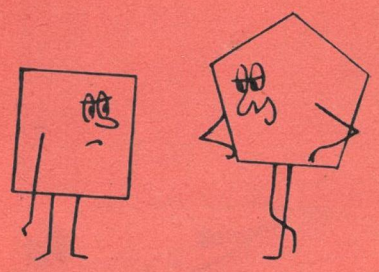
Zur Auslosung kommen:

1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

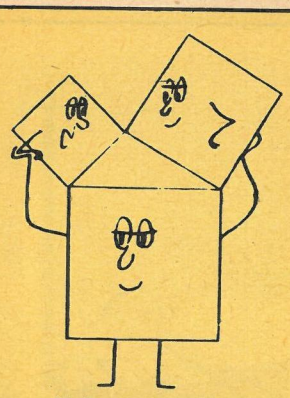
Lösung DDR-Quiz 38: Hoyerswerda – Leipzig – Karl-Marx-Stadt.

Es gewannen: 50 Mark: Inge Göschel, Oelsnitz (Erzgebirge). Je 10 Mark: Frieda Ecknig, Karl-Marx-Stadt, Ursula Maslanka, Wismar, Erich Hertel, Gornau, Elke Schlicke, Dresden, Erhard Deckwerth, Niederau.

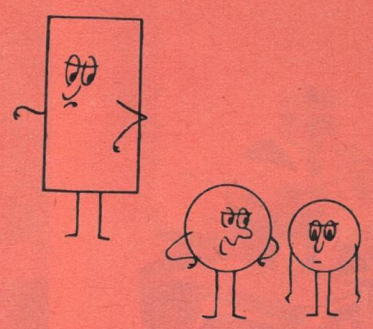
Foto: Karlheinz Friedrich



„Sie sollten sich auch qualifizieren!"



„Haben wir nicht einen prächtigen Sohn?"

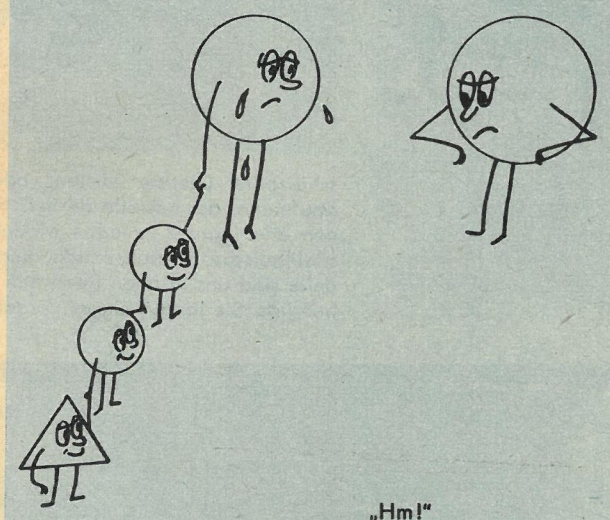


„Auch ein ‚Recht'eck kann mal irren."

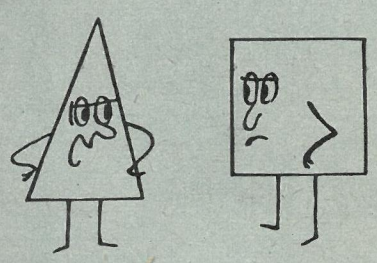
WOCHENEND zu magazin

FRANZ FRICKE

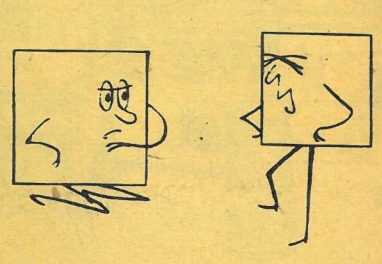
Geometrische Gefühle



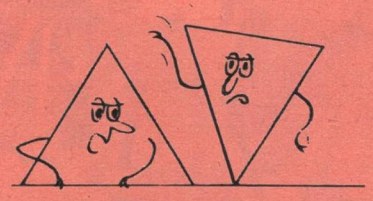
„Hm!"



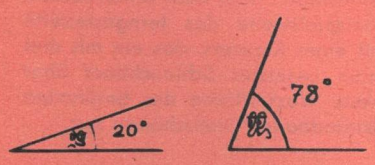
„Denken Sie bloß nicht, mir fehlt eine Ecke!"



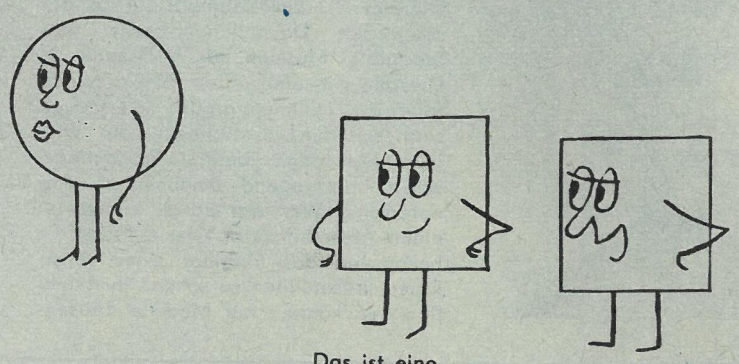
„Lassen Sie mich endlich mit dem Pythagoras zufrieden!"



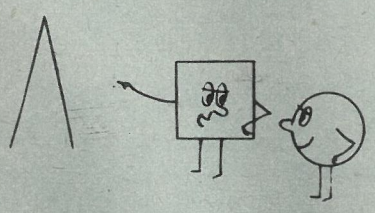
„An der Basis bleiben, Kollege!"



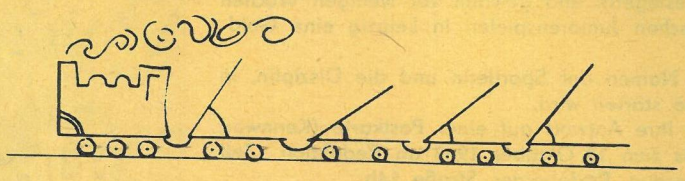
„Lächerlich, erst 20 Grad!"

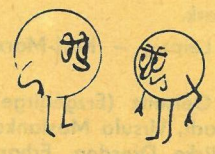


„Das ist eine runde Sache, was?"

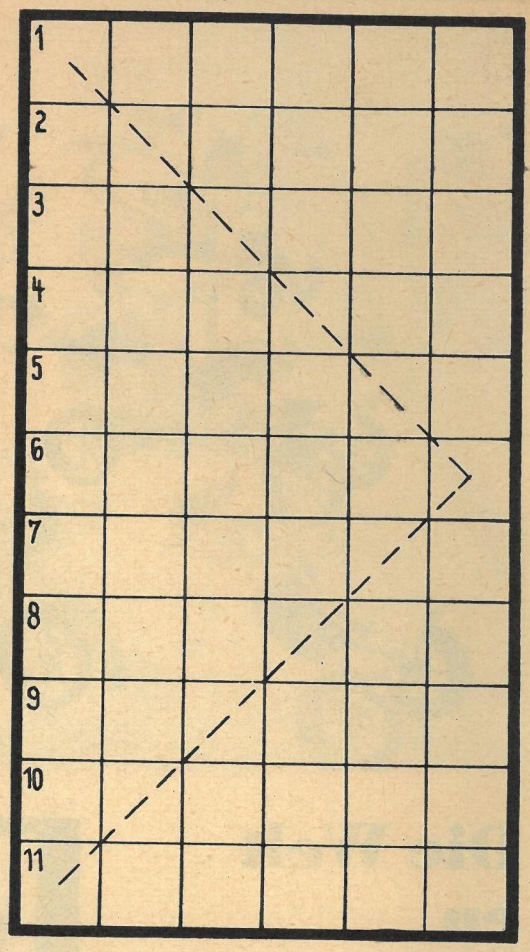


„Na, sind das ein Paar Schenkel?"





„Immer diese Winkelzüge!"



Füllrätsel

In die waagerechten Reihen der Figur sind Wörter folgender Bedeutung einzutragen:

1. Fluß in Mittelsibirien, 2. Berliner Bühnen- und Konzertsängerin (NPT), 3. Raubfisch, 4. deutscher Komponist des 19. Jahrhunderts, 5. Singstimme, 6. Himmelsrichtung, 7. Unterstellraum, 8. Ansicht, Gesichtspunkt, 9. Kinderspielzeug, 10. Stadt in der VAR, 11. Uferpflanze.

Die Buchstaben in den markierten Feldern ergeben – von oben nach unten gelesen – den Namen einer Stadt im Norden der RSFSR.

Rätsellösungen aus Heft 41

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Gebälk, 5. Gemahl, 9. Argon, 12. Auber, 13. Erna, 14. Strand, 16. Strich, 18. Dumas, 21. Industrie, 23. Normale, 25. Tang, 27. Team, 28. Lese, 29. Zigarre, 32. Giro, 34. Laktam, 37. Raupe, 39. Narkose, 41. Palast, 43. Leiden, 45. Thor, 48. Terek, 50. Erotema, 52. Lende, 55. Anstalt, 57. Belag, 58. Leserin, 59. Leere, 61. Eden, 62. Kralle, 65. Ersatz, 68. Abreise, 71. Radio, 73. Knarre, 75. Teil, 77. Henning, 80. Inka, 82. Tell, 84. Anke, 85. Energie, 88. Regierung, 91. Maria, 92. Laurus, 93. Entree, 94. Adel, 95. Athen, 96. Falle, 97. Eirene, 98. Pandit. – Senkrecht: 1. Gesetz, 2. Bering, 3. Land, 4. Kudu, 5. Geste, 6. Ertrag, 7. Arie, 8. Lehne, 9. Andreas, 10. Raum, 11. Oval, 15. Angara, 17. Rimini, 19. Mast, 20. Sejm, 22. Step, 24. Oslo, 26. Aida, 28. Lore, 30. Raster, 31. Rute, 33. Radball, 35. Kette, 36. Aroma, 38. Elen, 40. Knete, 41. Pille, 42. Linse, 44. Ekstase, 46. Helma, 47. Ragaz, 49. Ranke, 51. Oberin, 53. Eeden, 54. Denar, 56. Leer, 60. Rede, 63. Rita, 64. Leiter, 66. Sonant, 67. Tank, 69. Brigade, 70. Reni, 72. Ahle, 73. Krem, 74. Aser, 76. Leguan, 78. Ingrid, 79. Geleit, 81. Kelle, 83. Liste, 86. Nana, 87. Rial, 88. Ruhr, 89. Reep, 90. Unna.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Somali, 4. Libelle, 7. Laterne, 9. Weber, 10. Liga, 11. Oker, 12. Polo, 13. Igel, 14. Rama, 16. Genese, 18. Turgenjew, 19. Manresa. – Senkrecht: 2. Malaga, 3. Liter, 5. Belwe, 6. Leberegel, 8. Neologe, 10. Literatur, 13. Isere, 15. Magen, 17. Neman.